

No. 6.

1900.

Nach der Schlacht.

Ein Rückblick auf die Heinzekämpfe.

Von

Wolfgang Heine.

(Berlin.)

Der Kampf um die lex Heinze ist zu Ende, der Angriff der Feinde von Kunst und Wissenschaft ist abgeschlagen. Sie haben uns gezwungen, noch einmal für die bedrohte Geistesfreiheit auf die Schanze zu treten, und, wie ich es im April-Heft dieser Zeitschrift angekündigt hatte, haben wir unsere Schuldigkeit gethan und wieder zur Waffe der Obstruction gegriffen. Der Erfolg hat eine so langweilige und widerwärtige Kampfart gelohnt.

Niemand kann sich rühmen, einen Sieg ganz durch eigene Kraft vollbracht zu haben, und so sind auch uns günstige Umstände zu Hilfe gekommen. Die verbündeten Heinzemänner waren in sich nicht völlig einig. Die Conservativen waren lau, die freiconservative Presse bremste namentlich in der letzten Zeit entschieden zurück, die Antisemiten waren gespalten, die Polen stellten sich offen auf Seiten der Minorität. Selbst in der Centrumpartei dürfte die Begeisterung für die Kunstparagraphen des Gesetzes nicht allgemein gewesen sein; der Eifer, mit dem die Parteileitung alle Mannen für die letzten Beratungen mobil gemacht hat, muss wohl als eine Concession an Herrn Roeren und seine näheren Freunde betrachtet werden, die ihre Zustimmung zum Flottengesetze, das sie anfangs lebhaft bekämpft hatten, offenbar davon abhängig gemacht hatten, dass die lex Heinze mit allen Mitteln durchgedrückt würde.

Die Energie der Centrumsleute wurde zudem sichtlich gelähmt durch die unangenehme Veröffentlichung der Frankfurter Zeitung über die Thätigkeit, die der Landgerichtsrat und klericale Abgeordnete Gröber entwickelt hatte, um einen wegen Sittlichkeitsverbrechen an Kindern verfolgten Geistlichen der Strafe zu entziehen. Nur so ist es zu erklären, dass Gröber, der noch im März der lauteste Rufer im Streit für die gefährdete Sittlichkeit gewesen war, während der letzten Verhandlungen nicht ein Wort von sich gegeben, und dass er persönlich den Compromissvorschlag formuliert hat, der den Kampf beendete, und der ein völliges Aufgeben der Centrumsünsche bedeutet.

In hervorragendem Masse ist ferner die Niederlage der Heinzeleute dem Mangel jeder planmässigen Führung auf ihrer Seite zu verdanken. Ohne Berechnung der vorhandenen materiellen und sittlichen Kräfte hofften sie, durch Ungestüm die Obstruction niederzuschlagen. Sie erklärten die Anträge des socialdemokratischen Abgeordneten Stadthagen, die sich auf die Aburteilung und Vollstreckung der auf Grund der lex Heinze zu ererkennenden Strafen bezogen, für geschäftsordnungsmässig unzulässig, obgleich sie doch im engsten Zusammenhange mit der Materie standen. Sie versuchten dasselbe bei einem Obstructionsantrag, der die Verhängung von Correctionshaft gegen Gewerbspiele in Anregung brachte, liessen dann aber den Widerspruch fallen. So entfesselten sie endlose Geschäftsordnungsdebatten, in denen sie sich die empfindlichsten Blößen gaben. Durch diese Unterdrückung der Minorität und durch ihre ablehnende Haltung gegenüber den von den Nationalliberalen gestellten Vertagungsanträgen veranlassten sie die nationalliberale Fraction, ihre bisherige neutrale Haltung aufzugeben und offen mit Teilnahme an der Obstruction zu drohen.

Ganz besonders aber schadet ihnen dieses planlose Drängen auf Beschleunigung unter Missachtung der Rechte der Minderheit bei dem Schluss der Debatte über § 362 des Strafgesetzbuchs. Die Heinzeleute hatten sich vorgenommen, immer nur einen Redner zu jedem Paragraphen sprechen zu lassen, und beantragten am Freitag, den 18. Mai, nach Frohmes Rede Schluss der Debatte, obgleich inzwischen eine ganze Anzahl von Anträgen zu diesem Paragraphen eingegangen war, die noch nicht zur Discussion gestellt worden waren. In der langen Geschäftsordnungsdebatte, die sich darüber erhob, wurde ihnen berechtigterweise vorgehalten, dass sie die Minderheit mundtot machen wollten. Sie hätten nun zwei Wege einschlagen können: Entweder konnten sie erklären, dass sie die Rechte der Minderheit nicht respectieren und unbedingt ein Ende machen wollten; dann hätten sie allerdings die Nationalliberalen gegen sich aufgebracht. Oder sie konnten den Schlussantrag einstweilen zurückziehen und die Debatte über die neuen Anträge zulassen. Beides hätte eine klare Situation geschaffen. Statt dessen aber griffen sie zu einer Halbheit. Sie beharrten eigensinnig auf Schluss der Debatte über § 362 und erklärten doch, um das Odium der Unterdrückung zu vermeiden, dass sie die Anträge nachträglich beraten lassen würden. So brachten sie den Präsidenten und sich in eine ganz unmögliche Lage. Es ist geschäftsordnungsmässig undenkbar, Anträge zu einem Paragraphen zu beraten, über den schon abgestimmt ist, die Abstimmung über § 362 musste aber vorgenommen werden nach Annahme des Schlussantrags. Sowohl der Präsident, wie Bässermann hatten dies den Centrumsleuten deutlich genug zwischen den Worten zu verstehen gegeben, in ihrer rücksichtslosen Gier nach Beschleunigung verstanden sie es aber nicht. Jetzt lag die Sache so: Wollte das Centrum sein Versprechen halten und nach Abstimmung über § 362 noch die dazu vorliegenden Anträge zur Beratung stellen, so musste es den Präsidenten zwingen, etwas ganz unsinniges zu thun und einen höchst bedenklichen Präcedenzfall zu schaffen. Wollte es den Präsidenten davor behüten, so musste es sein Versprechen brechen und damit sich selbst den

letzten Rest von moralischem Credit rauben, auch die nationalliberale Partei zur offenen Teilnahme an der Obstruction treiben. Zweifellos ist dies der Grund gewesen, der den Präsidenten veranlasst hat, am Montag, den 21. Mai, Vergleichsverhandlungen anzubahnen und sie mit solchem Eifer zu betreiben, dass er, wie man sagt, dem Centrum mit Niederlegung des Präsidiums gedroht hat, falls es nicht nachgäbe.

Dass das Centrum sich so in der eigenen Schlinge gefangen hat, ist natürlich nicht ausschliesslich der Ungeschicklichkeit der Führer und einem glücklichen Zufall zu verdanken. Die Heinzemänner mussten mit aller Gewalt auf Beschleunigung der Beratung drängen, weil sie ihre Leute sonst nicht zusammengehalten hätten; indem die sorgsam vorbereitete und umsichtig geleitete Obstruction sie hinderte, das Gesetz auf ordnungsmässigem Wege schnell durchzupeitschen, und sie dadurch zu übereilten Schritten veranlasste, ist der Ausgang des parlamentarischen Ringens schliesslich doch ein Verdienst der obstruierenden Parteien gewesen.

Wenn nun die Heinzeleute genötigt waren, koste es, was es wolle, die Verhandlungen abzubrechen, so kann man fragen, weshalb denn die Parteien der Obstruction nicht noch mehr von ihnen verlangt und die völlige Streichung der §§ 184 und 184a durchgesetzt haben. Es ist nicht zu leugnen, dass die Ausdehnung der Strafbarkeit „unzüchtiger“ Schriften und Bildwerke in § 184 und die Einführung des Begriffs von Schriften u. s. w., die „ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen“, in das Strafgesetzbuch durch § 184a grosse Bedenken erregen müssen. Trotzdem war die Linke genötigt, sich mit dem zu begnügen, was sie erreicht hat. Der Grund der allgemeinen Erregung waren die Angriffe gegen die Kunst gewesen, man hatte aber in der Öffentlichkeit den § 184 nicht als eine Bedrohung der Kunst aufgefasst. Jedenfalls führt er keinen neuen kunstfeindlichen Begriff in das Gesetz ein. Als eigentliche „Kunstparagrafen“ hatte man immer nur die §§ 184a und 184b angesehen. Nun liessen die Centrumsleute von § 184a den gefährlichsten Teil, die gegen Ausstellung von Kunstwerken gerichteten Bestimmungen, fallen, und es blieb nur ein minimales Anwendungsgebiet, das Verbot des Verkaufs an Kinder unter 16 Jahren. Der Theaterparagraph wurde ganz beseitigt. Damit wäre der moralische Boden für eine Fortsetzung der Obstruction verloren gewesen. Wir konnten und mussten den verbleibenden Bestimmungen immer noch Opposition entgegensetzen, aber nicht mehr Obstruction. Um eines juristischen Schönheitsfehlers willen, als der dem Publicum der Rest des § 184a höchstens erschienen wäre, darf man nicht zu einer so zweischneidigen Waffe greifen. Die Obstruction setzt eine erregte Stimmung in weiten Volkskreisen voraus; von dieser waren wir bisher getragen worden, aber fernerhin würde sie uns nicht zur Seite gestanden haben.

Für die Socialdemokratie hat dieser Kampf und sein Ausgang zunächst grosse Bedeutung deshalb, weil hier die Partei in einer das geistige Leben der ganzen Nation berührenden Frage die Führung gehabt hat, und weil das nicht ohne Rückwirkung bleiben kann auf das moralische Gewicht ihrer Stimme auch bei anderen Gelegenheiten. Dass sich nun etwa die Gelehrten und Künstler massenhaft der Socialdemokratie anschliessen

würden, daran hat kein Mensch gedacht. Es ist sogar wahrscheinlich, dass in den Kreisen, die unmittelbar die Vorteile unseres Kampfes geniessen, sich manches elende Subject befindet, das sich heut schon vorgenommen hat, durch verdoppeltes Geschimpfe auf uns den Makel abzuwaschen, der ihm aus solcher Waffenbrüderschaft anhaften könnte. Sollten wir dergleichen erleben, so werden wir uns sagen, dass Undank und Feigheit weit verbreitete Laster sind, und dass wir nicht um Dankes willen, sondern aus innerem Zwange den schimpflichen Anschlägen der Heinze männer entgegen getreten sind. Im ganzen aber, denke ich, wird der Eindruck bleiben, dass wir in einer grossen Sache einen grossen Kampf gekämpft haben, und in weiten Kreisen wird man das immer noch grassierende Märchen von der culturfeindlichen, barbarischen Socialdemokratie verlassen und sich mit dem Gedanken vertraut machen, dass wir die Partei sind, von der man für Geistesfreiheit, Bildung und Kunst nicht nur nichts zu fürchten hat, sondern die am kräftigsten dafür eingetreten ist. Wenn wir noch zweifeln könnten, ob wir dabei auf dem richtigen Wege gewesen wären, so würde uns das Wutgeschrei der eigentlich grosscapitalistischen Blätter darüber belehren, die mit sicherem Instinct das Richtige treffen, wenn sie es den Heinzeleuten zum schweren Vorwurf machen, dass ihr Vorgehen uns die Gelegenheit verschafft habe, uns Sympathien zu erwerben.

Auch den breiten Massen der Arbeiterschaft gegenüber ist es von nicht zu unterschätzendem Vorteil, dass die Partei in einem Kampfe um geistige Güter einen wirklichen Sieg errungen hat. Ich bin der letzte, der die schrittweis erkämpften kleinen materiellen Erfolge, z. B. auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung, geringschätzig betrachtete, aber es ist nicht zu leugnen, dass ihnen ein Zug ins Grosse und Allgemeine naturgemäss abgehen muss. Den besass der Kampf um die lex Heinze in hervorragendem Masse.

In erster Reihe handelte es sich bei der lex Heinze freilich um ein beschränktes Gebiet, um einen Kampf zu gunsten der freien Ausübung der bildenden Kunst und Poesie. Es mag auch sein, dass ein grosser Teil der zunächst interessierten Künstler, Dichter und Theaterleute dabei an nichts anderes gedacht hat; die Socialdemokratie aber ist sich keinen Moment darüber im Unklaren gewesen, dass der Sinn des Kampfes weiterging, dass gekämpft wurde um das Princip des Rechts auf freie Bethätigung der individuellen Empfindungen und Ueberzeugungen gegenüber einer despotischen Unduldsamkeit, die heut keineswegs blos der katholischen Kirche eigen ist. Die Heinzeleute, die mit solchem Eifer als Sturmböcke gegen Kunst und Wissenschaft angerannt sind, haben gehandelt aus einer Gesinnungsart, die im festen Besitze einer Glaubenslehre alles achtet, was über den eigenen Gesichtskreis hinausgeht, die das Streben nach Wahrheit nicht an sich achtet, sondern nur, wenn es zu dem vorgeschriebenen Dogma führt, die darum auch die nackte Schönheit der Natur verdammt, weil sie anders ist, als das verschrobene Bild, das sich in naturentfremdeten Pfaffenseelen gemalt hat. Diese Unduldsamkeit der Kirche beschränkt sich keineswegs auf die Gebiete der Kunst und der geschlechtlichen Sittlichkeit, und insofern war der Kampf um die lex

Heinze lediglich eine kleine Episode aus dem Kampfe, den das deutsche Geistesleben gegen die Unterdrückungsgelüste der Hierarchie zu führen hat. Man verstehe mich recht: Religion ist und bleibt für uns Privatsache, und ob Menschen, deren religiöse Gefühle der kirchlichen Gewandung nicht entbehren können, sich katholisch, evangelisch oder wie sonst immer kleiden, das soll uns gleich sein. Aber auf allen Gebieten geistigen Lebens müssen wir Front machen gegen den Anspruch, nur bestimmte Lehren als zulässig anzuerkennen und abweichenden den Makel der minderen Sittlichkeit und des minderen Rechts anzuhängen. Die deutsche Nation ist weniger, als jede andere, dazu geeignet, ihr Geistesleben in die Zwangsjacke vorgeschriebener Dogmen einengen zu lassen. Es ist die Stärke des deutschen Volkes, dass es zu allen Zeiten eine Vielheit der Ueberzeugungen aus sich geboren hat und in sich hat dulden müssen. Dieser deutsche Individualismus hat unserer Nation über die elendesten Zeiten hinweggeholfen und hat uns zu Führern des geistigen Lebens Europas gemacht zu einer Zeit, wo Deutschland bloß ein geographischer Begriff war. Wir wollen nicht, dass diese „deutsche Libertät“ vernichtet werde, und wir verlangen ihre Geltung für alle Gebiete des geistigen Lebens, für Religion, Wissenschaft, Kunst und vor allem für die Politik.

Wie gesagt, es sind durchaus nicht bloß die Pfaffen am Werke, diese deutsche Freiheit zu zerstören, sondern am meisten ist es der herrschende Staat mit seinen absolutistisch-bureaukratischen Bestrebungen und sind es die herrschenden Classen, die in ihrer blöden Angst um ihr Geld und ihre Autorität jede Unterdrückungsmassregel fördern. Ein Staat, der einen Ehrenmann der Achtung für unwürdig erklärt, weil er die herrschenden politischen Ansichten bekämpft, untergräbt Wahrheit und Freiheit auf einem Gebiete, das schliesslich doch noch wichtiger ist, als das von den Kunstparagrafen der lex Heinze betroffene.

In den Kreisen der „Intellectuellen“, namentlich auch bei Universitätsprofessoren und unter der gebildeten Beamtenschaft, bei denen die Anschläge der Heinzemänner Entsetzen über die Anmassung des intoleranten Pfaffentums erregt haben, sollte man nicht vergessen, dass die herrschenden Mächte es gewesen sind, die diesen Uebermut des Klerus grossgezogen haben, weil sie glauben, dass man mit Hilfe der Geistlichkeit das Volk besser unterdrücken könne. Es ist auch durchaus verfehlt, wenn regierungsfreundliche Blätter sich jetzt bemühen, die Regierung von der Verantwortung für das Attentat auf Kunst und Wissenschaft rein zu waschen. Der Schaufensterparagraph, der, abgesehen von seiner Lächerlichkeit, in seinen Consequenzen dazu geführt haben würde, die öffentlichen Kunstausstellungen der Controle einer unkeuschen Prüderie auszuliefern, war von der Regierung vorgeschlagen worden, und der Staatssecretär Dr. Nieberding hat sich die grösste Mühe gegeben, ihn durch allerhand juristische Deductionen als ungefährlich darzustellen, obgleich die Centrumsleute bereits deutlich erklärt hatten, wie sie die Bestimmung zu benutzen beabsichtigten. Wenn sich die Regierung gegen den Theaterparagrafen gewendet hat, so ist offenbar für sie nicht die Liebe zur Kunst-massgebend gewesen sondern die Angst, es könnte das Ansehen der Polizei leiden, wenn die Gerichte auf Grund der lex Heinze Dramen für unsitt-

lich erklärten, die die Censur passiert hätten. Die Nichtachtung vor geistigen Mächten und vor ehrlicher Ueberzeugung, die Sucht, entgegengesetzte Richtungen mit Gewaltmassregeln zu unterdrücken, die wir in der lex Heinze erkannt und bekämpft haben, ist bei den in Preussen-Deutschland ausschlaggebenden Schichten ein altes Uebel. Hätten sie zur Culturkampfzeit einen wirklichen Kampf um Cultur, d. h. für geistige Freiheit, Gesittung und Toleranz geführt, anstatt eine politische Partei mit allen Erbärmlichkeiten bureaukratischer Schuhriegelei zu verfolgen, so hätte das Centrum nicht die grosse moralische Basis im Volke. Es kann nichts Verkehrteres geben, als wenn manche Gegner der lex Heinze jetzt die Parteien der Linken dafür verantwortlich machen, dass die Centrumspartei so stark geworden ist und so anmassend ihr Haupt erhebt. Wollte sich die Demokratie nicht an einer selbstmörderischen Unterdrückungspolitik beteiligen, so musste sie der Sorte von „Culturkampf“, die die Regierung geführt hat, entgegentreten.

Ausserdem ist auch nicht zu leugnen, dass die Erfahrungen dieser Verfolgungsära dem zur Centrumspartei haltenden katholischen Volke in Deutschland gewisse politische Instincte eingeprägt haben, die diese Partei zur Zeit in manchen wesentlichen Dingen eine Gegnerin der Unterdrückung sein lässt. Es mag sein, dass dem Wesen der Hierarchie als solcher auch die politische Intoleranz entspricht, und es ist sehr wahrscheinlich, dass grosse Teile des katholischen Pfaffentums sich mit der Zeit ebenso den Unterdrückungsgelüsten der herrschenden Classe dienstbar machen werden, wie die protestantische Geistlichkeit es gethan hat. Gegenwärtig aber kann die Centrumspartei es nicht wagen, diesen Tendenzen nachzugeben, und darum ist es, wie die Dinge jetzt liegen, unvermeidlich, dass die Demokratie und das Centrum sich auf verschiedenen Gebieten im Kampfe gegen staatliche und grosscapitalistische Unduldsamkeit unterstützen. Hat doch erst neulich das Centrum im Reichstage geholfen, in das Patentanwaltsgesetz den Grundsatz hineinzubringen, dass die Bethätigung politischer Ueberzeugungen nicht als unwürdiges Verhalten angesehen werden dürfe, eine Bestimmung, die praktisch ziemlich unwichtig ist, aber aufgefasst wurde und werden sollte als eine Missbilligung des Verhaltens der Regierung im Falle des Privatdocenten Dr. Arons.

Wenn die Centrumpresse jetzt im ersten Aerger über die Niederlage bei der lex Heinze droht, die Partei werde den Conservativen „näherücken“, so ist das nicht so tragisch zu nehmen. Die innere Seelenverwandtschaft zwischen beiden hat sich immer darin geäussert, dass das Centrum den Conservativen so nahe gerückt ist, wie es konnte, aber mit Rücksicht auf die Volksmassen, die es vertritt, kann es eben noch nicht alles thun. In seiner Stellung als der Partei des katholischen Volkes gegenüber einer vorherrschend un-katholischen Regierung und Bureaukratie ist begründet, dass es den Unterdrückungstendenzen in gewissen Richtungen immer wieder entgegentreten muss.

Die Demokratie allein hat erkannt, dass die Achtung vor geistigem Schaffen an sich und die Anerkennung des Rechts eines jeden ehrlichen Strebens die einzig möglichen Grundlagen eines gesunden Staatswesens sind, und sie führt den Kampf gegen Herrschsucht und Unduldsamkeit auf

allen Gebieten. Was der Künstler, der Gelehrte mit denen wir diesmal Schulter an Schulter gekämpft haben, was der Klericale, der in anderen Fällen unser Bundesgenosse gewesen ist, jeder für sich fordern, das fordern wir allgemein und für alle, und darum war es für uns selbstverständlich, dass wir in diesem Geisteskampfe unsere Pflicht thun mussten, auch wenn er auf einem beschränkten Gebiete geführt wurde.

Die Stellung der Socialdemokratie zur Genossenschaftsbewegung.

Von

Adolph von Elm.

(Hamburg.)

Wenn wir in den civilisirten Staaten einmal Umschau halten, so finden wir, dass bisher die Socialdemokratie nirgends eine so reservierte Haltung den Arbeiter-Genossenschaften gegenüber eingenommen hat, wie in Deutschland. Wie aus dem Werke Sidney Webbs über die britische Genossenschaftsbewegung hervorgeht, stehen zweifellos die Socialisten Englands den dortigen Genossenschaften sehr sympathisch gegenüber. In Frankreich ist die Genossenschaftsbewegung dem socialistischen Denken und Empfinden entsprossen; das Werk von Sigmund Engländer über die französischen Arbeiterassociationen legt Zeugnis dafür ab, dass die socialistischen Theorien die dort schon in den vierziger Jahren gegründeten Productivgenossenschaften beeinflusst haben. In Belgien sind die Consumgenossenschaften direct von der socialistischen Partei begründet worden. Vandervelde nannte dieselben einst in einem Artikel in der Neuen Zeit „die milchenden Kühe in der Partei“. Die Genossenschaften liefern dort der Arbeiterpartei den bei weitem grössten Teil ihrer Agitationsmittel und zwar in Gestalt von Beiträgen, von Strikeunterstützungen, von Subscriptionen zu gunsten der socialistischen Presse und anderen Agitationsbestrebungen.

Das ist in Deutschland nach unserm Genossenschaftsgesetz nicht möglich; es wäre dies, selbst wenn gesetzliche Schranken dem nicht entgegenständen, nicht einmal wünschenswert, man müsste sogar nachdrücklichst davor warnen, socialdemokratische Parteigenossenschaften zu gründen resp. schon bestehende Genossenschaften in solche umzuwandeln. Denn, würden zur directen finanziellen Unterstützung der Partei Genossenschaften begründet werden, so könnte man es auch den übrigen Parteien, Gewerkvereinen und Religionsgemeinschaften nicht verargen, wenn sie zur materiellen Unterstützung ihrer Bestrebungen ebenfalls Genossenschaften gründeten. Die Folge wäre eine grosse Kräftezersplitterung, der wirtschaftliche Nutzen der Genossenschaften würde dadurch wesentlich beeinträchtigt werden. Gerade bei den Wirtschaftsgenossenschaften ist die Concentration der Mittel die Haupt- und Vorbedingung des Erfolges. Der Nutzen der Consumvereine besteht ja eben darin, dass dieselben auf dem Gebiete des Consums an Stelle der bestehenden Anarchie eine geregelte und planmässige Organisation schaffen, wodurch sie erst in der Lage sind, ihre Waren im grossen einkaufen und an Ladenmieten, Gehältern und sonstigen Spesen wesentlich sparen zu können. Während die Detaillisten in der Lebensmittelbranche z. B. sich durchweg an Spesen ca. 20% berechnen, betragen die Spesen bei den Consumvereinen nur ca. 7%. Auf dieser Thatsache beruht der Erfolg der Consum-

vereine, der sofort in Frage gestellt werden würde, sobald mehrere Vereine verschiedener Richtung sich gegenseitig bekämpfen wollten.

Wer in den Consumvereinen nun nicht nur Institutionen zur Erzielung eines möglichst hohen Gewinns sieht, sondern ihnen höhere Aufgaben zuweist, muss umso mehr dafür eintreten, dass dieselben sich von Partei-, Nationalitäts- und Religionsstreitigkeiten streng fernhalten. Auf Grundlage des organisierten Absatzes einer bestimmten Warensorte sind die englischen Consumvereine zur Eigenproduction übergegangen und haben auf diesem Gebiet schon einen sehr beachtenswerten Erfolg aufzuweisen. Nach den Berichten des englischen Arbeitsamtes für 1898 waren in diesem Jahre schon 30 104 Personen bei der genossenschaftlichen Warenerzeugung beschäftigt, wovon schätzungsweise vielleicht $\frac{1}{6}$ in Productivgenossenschaften — welche aber ebenfalls fast ausschliesslich für den Bedarf der Consumvereine producieren, — die übrigen $\frac{5}{6}$ in den eigenen Fabriken und Werkstätten der Consumvereine thätig waren. Rechnet man dazu die 45 000 Personen, welche in den Verkaufsläden, Lägern und Bureaus der Consumvereine beschäftigt sind, so ergiebt dies schon die stattliche Zahl von 75 000 Arbeitern, welche der Einflussphäre des Grosscapitals entrückt sind, deren Lohn- und Arbeitsbedingungen von den Gewerkschaften Englands festgesetzt werden, und welche deshalb auch für die Bestrebungen derselben eine gewaltige Rückenstärkung bilden. Wenn wir in Deutschland ebenfalls auf Grundlage des durch die Consumvereine organisierten Absatzes zur Eigenproduction übergehen wollen, so muss also jede Zersplitterung möglichst vermieden werden; es wäre deshalb verkehrt, selbst wenn es erlaubt wäre, socialdemokratische Parteipolitik in den Consumvereinen zu treiben.

Nun sollte man meinen, dass das für einen denkenden Socialisten kein Grund sein dürfte, nicht für die Consumvereine energisch einzutreten und im Rahmen derselben auf die Mitglieder in vorwärtstreibendem Sinne einzuwirken. Aber leider geschah bisher das Gegenteil, allerdings nicht allerorten, aber doch in den meisten Fällen.

Weder Marx noch Lassalle waren, wie man weiss, besondere Freunde der Consumvereine; der letztere erklärte: als Producent leidet der Arbeiter, nur als Producent kann ihm geholfen werden. Deshalb forderte er auch Productivgenossenschaften mit Staatshilfe.

Auch Marx stand den Productivgenossenschaften durchaus sympathisch gegenüber. In der von ihm verfassten, auf dem 1866 in Genf abgehaltenen Congress der Internationale beschlossenen Resolution heisst es: „Wir empfehlen den Arbeitern, sich viel mehr auf Coöperativproduction, als auf Cooperativläden einzulassen. Die letzteren berühren nur die Oberfläche des heutigen ökonomischen Wesens, die ersteren greifen es in seinen Grundfesten an“.

Doch stand Marx bekanntlich nicht, wie Lassalle, in Bezug auf die Genossenschaften auf dem Boden der Staats-, sondern auf dem der Selbsthilfe. In seinem Brief zum Gothaer Programm (1875) schreibt er: „Was die jetzigen Cooperativgesellschaften betrifft, so haben sie nur Wert, soweit sie unabhängige, weder von den Regierungen, noch von den Bourgeois protegierte Arbeiterschöpfungen sind“.

Auf die Auffassung der deutschen Arbeiter haben aber in erster Linie die in den Agitationsschriften Lassalles entwickelten Gesichtspunkte gewirkt. Die Consumvereine waren nach Lassalle für die Arbeiter ziemlich wertlos. Der Nutzen derselben würde immer nur ein vorübergehender sein; das, was die

Arbeiter eventuell durch den Consumverein bei den Preisen der Lebensmittel ersparen könnten, würden ihnen die Fabrikanten wieder vom Lohn abzwacken. Ohne den durch die Gewerkschaften organisierten Widerstand gegen Lohnkürzungen dürfte diese Gefahr auch zweifellos nicht ausgeschlossen sein; es muss jedoch constatirt werden, dass weder in England, noch in Deutschland der Nutzen der Consumvereine durch Lohnherabsetzungen den Arbeitern wieder entwendet worden ist.

Nachdem aber Lassalle sich seiner Zeit mit aller Schärfe gegen die Consumvereine ausgesprochen hatte, wurden die Anhänger derselben in der Partei lange Zeit als nicht waschechte Socialdemokraten behandelt, ja, es gab bis vor kurzem noch Genossen, die ein Eintreten für Consumvereine für direct principienwidrig erklärten.

Thatsächlich haben ja auch die, meist aus bürgerlichen Kreisen stammenden, Gründer von Consumvereinen und anderen Genossenschaften Schulze-Delitzschscher Richtung mit der Genossenschaftsidee den Glauben an eine Ausgleichung der Gegensätze zwischen Capital und Arbeit verbunden, und es ist durchaus nicht zu leugnen, dass auch heute noch in einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Arbeiterköpfen diese sogenannte Harmonieduselei spukt. Dieselbe hat den fortgeschritteneren Arbeitern für lange Zeit jede Mitarbeit an der Consumvereinen verleidet.

Als später, namentlich in Sachsen, die Consumvereine trotzdem allmählich an Mitgliederzahl wuchsen, legte man denselben in Parteikreisen wenig Bedeutung bei, da dieselben ja auch nichts weiter bezweckten, als den Mitgliedern billige Nahrungsmittel zu verschaffen und den erzielten Gewinn zu verteilen.

Als eigentliche Genossenschaften galten lange Zeit in Deutschland nur die Productivgenossenschaften. Auf dem Berliner Parteitag von 1892, wo das Genossenschaftswesen auf der Tagesordnung stand, wurde von Consumvereinen überhaupt nicht geredet. Die dort angenommene Resolution will die Productivgenossenschaften unter gewissen Bedingungen — um gemasregelten Genossen einen Unterschlupf zu gewähren oder um die Agitation zu erleichtern — dulden, „namentlich“, heisst es aber dann, „muss der Glaube bekämpft werden, dass Genossenschaften im stande seien, die capitalistischen Productionsverhältnisse zu beeinflussen, die Classenlage des Arbeiters zu heben, den politischen und gewerkschaftlichen Classenkampf der Arbeiter zu beseitigen oder auch nur zu mildern.“

Bei der kleinen Zahl der in Deutschland bestehenden, mit den ungünstigsten Verhältnissen schwer kämpfenden Productivgenossenschaften war nicht im geringsten die Gefahr nahe, dass ein solcher Glaube bei den socialistisch denkenden Arbeitern hätte geweckt und genährt werden können; die in der Genossenschaftsbewegung hervorragend thätigen Genossen hatten auch niemals einen solchen Glauben hervorzurufen versucht, umsoweniger lag eigentlich ein Grund vor, den Productivgenossenschaften gegenüber eine principiell ablehnende Stellung mit einer solchen Schärfe zu betonen.

Die Wirkung, die die Berliner Resolution hatte, war von den Verfassern derselben wohl schwerlich beabsichtigt, thatsächlich war sie aber die, dass eine grosse Zahl ganz „zielbewusster“ Genossen die bestehenden Productivgenossenschaften von jetzt ab boycottierten und, anstatt die durchaus preiswerten Producte der Genossenschaften zu kaufen, lieber einen capitalistischen Ausbeuter

mit ihren Groschen bereicherten. Genossenschaften, deren finanzielle Position nur eine schwache war, von denen einige bei reger Unterstützung durch die Genossen sich aber wohl hätten durchkämpfen können, waren bald zur Liquidation genötigt. Andere haben sich mühsam behauptet, ihre Jahresabrechnungen weisen aber seit jener Zeit einen ganz wesentlichen Rückgang des Absatzes nach. Zu der offen und versteckt im Kreise der Genossen gegen die Productivgenossenschaften betriebenen Agitation kamen als fernere Ursachen der Mißerfolge noch hinzu, dass in einzelnen Genossenschaften es an der nötigen kaufmännischen Tüchtigkeit der Leiter, in anderen an der zur gedeihlichen Entwicklung derselben ebenfalls erforderlichen Disciplin und gewerkschaftlichen Erziehung unter den Genossenschaftsarbeitern mangelte, und so schien denn die genossenschaftliche Warenproduction in Deutschland zur völligen Bedeutungslosigkeit verurteilt zu sein.

Auf Grund der im Laufe der Jahre in England gemachten Erfahrungen hat sich jedoch auch bei uns in Deutschland eine Klärung der Anschauungen vollzogen. Man ist auch bei uns zu der Ueberzeugung gelangt, dass der genossenschaftlichen Warenproduction die Organisation des Absatzes vorausgehen muss. Zum praktischen Ausdruck kam diese Idee namentlich bei Gründung der Consumgenossenschaft Production in Hamburg. Wiederum aber mussten wir es erleben, dass, bevor noch die Gründung dieses auf praktischster Grundlage aufgebauten Arbeiterunternehmens zur That geworden war, aus den Reihen der Parteigenossen heraus eine geradezu wütende, in der Bourgeoisprelle mit beissendem Spott begrüßte Agitation gegen die neue Genossenschaft entfaltet wurde. Zur Charakterisierung der Unbedenklichkeit, mit welcher die Production bekämpft wurde, sei hier nur ein Beispiel angeführt. Obgleich es für jedermann klar sein musste, dass die Berliner Resolution von 1892 nur auf Productivgenossenschaften, nicht im Entferntesten aber auf den neugegründeten Hamburger Consumverein Production zugeschnitten war, wurde diese jetzt abermals aus der Rüstkammer der Genossenschaftsgegner hervorgeholt, und auf Grund derselben wurden sowohl in öffentlichen Versammlungen, wie in der Parteipresse die Anhänger der Production als nicht mehr „principienfest“ den Genossen denunciert. Es soll hier auf die, für die historische Entwicklung in späterer Zeit vielleicht einmal recht interessanten Erörterungen über die Gründung der Hamburger Production nicht weiter eingegangen werden; die meisten der Einwendungen sind heute schon durch die That sachen widerlegt; die Production hat heute, nach kaum einjährigem Bestehen, circa 5000 Mitglieder und 12 Verkaufsstellen, der Umsatz ist in ständigem Steigen begriffen und dürfte voraussichtlich in diesem Jahre von einer Million nicht weit entfernt bleiben.

Ein Haupteinwand gegen diese Gründung muss hier jedoch etwas näher beleuchtet werden.

In einem Artikel gegen die Production heisst es — nachdem die sämtlichen Ziele derselben als „Utopieen“ bezeichnet worden — wie folgt: „Aber schon in der Gegenwart ist dieses Project für die Partei schädlich. Wer so vieles, wie die Befürworter des Planes, innerhalb der heutigen Wirtschaftsordnung für möglich erklärt, kann, wenn auch wider Willen, bei manchem den Glauben erwecken, dass es sich da nicht mehr lohne, für die Socialdemokratie zu wirken.“

Und dieses Argument scheint in der That eins der wesentlich sachlichsten Motive für die Gegnerschaft einzelner Socialisten gegen solche Consumgenossenschaften zu sein, welche die Eigenproduction in ihr Programm aufgenommen

haben. Man fürchtet geradezu das Gelingen des Planes, mehr, als das Misslingen. Denn in letzterem Falle würden die Genossen ja bald von ihrer „Illusion“ curiert und dann um so fester davon überzeugt sein, dass allein die politische Bewegung zum Ziele führt. Ist aber das Unternehmen von Erfolg gekrönt, dann läge die Gefahr vor, dass sich die beteiligten Genossen mit dem Zustande der heutigen Gesellschaft mehr und mehr aussöhnten und infolgedessen der Socialdemokratie den Rücken kehrten.

Welch traurige Einschätzung der Ueberzeugungstreue und Principienfestigkeit unserer deutschen Genossen, auf deren hohe politische Schulung wir doch so stolz sind, involviert eine derartige Befürchtung! Auf wie schwachen Füßen muss die Zuversicht auf die Werbekraft unserer socialistischen Ideen bei diesen Kleingläubigen stehen!

Erklären kann man, sich diese Erscheinung nur aus der verschiedenartigen Auffassung von dem Entwicklungsgang bis zur vollendeten Einführung der socialistischen Gesellschaft.

Im Gegensatz zu denjenigen, welche auch heute noch die Theorie vertreten, dass erst nach Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor sich gehen könne, lassen sich die Befürworter der praktischen Organisationsarbeit von dem umgekehrten Gesichtspunct leiten: dass, wie Ferdinand Lassalle es einmal so drastisch bezeichnete, die Revolution, die Umgestaltung in der Eingeweiden der Gesellschaft sich vollziehen muss, dass genau so, wie einst die Bourgeoisie sich gegen den Feudaladel, sich auch die Arbeiterclassen Position auf Position schon innerhalb der capitalistischen Gesellschaft erobern muss. Wenn die Socialdemokratie ohne die vorherige wirtschaftliche Umgestaltung der Verhältnisse wirklich in den Besitz der politischen Macht käme, so würde sie damit doch schwerlich im stande sein, mittels einer Centralbehörde die socialistische Organisation der Gesellschaft vollziehen zu können.

Freudig begrüsst worden ist es, dass die Socialdemokratie auf dem Parteitag in Hannover ihre Stellung zu den Wirtschaftgenossenschaften wesentlich geändert hat. Die daselbst beschlossene Resolution Bebel anerkennt, dass dieselben geeignet sind, für die wirtschaftliche Lage ihrer Mitglieder Verbesserungen herbeizuführen; weit wichtiger aber ist der folgende Passus: „Die Partei sieht in der Gründung solcher Genossenschaften, wie in jeder Organisation zur Wahrung und Förderung ihrer Interessen ein geeignetes Mittel zur Erziehung der Arbeiterclassen zur selbständigen Leitung ihrer Angelegenheiten.“ Wenn es dann allerdings im Schlusssatz heisst: „aber sie misst diesen Wirtschaftgenossenschaften keine entscheidende Bedeutung bei für die Befreiung der Arbeiterclassen aus den Fesseln der Lohnslaverei“ — so ist die darin gegebene Reserve im Grunde genommen ziemlich gegenstandslos, da es bisher noch keinem ernst zu nehmenden Socialdemokraten eingefallen ist, das grösste Problem der Welt, die sociale Frage, allein durch Gründung von Genossenschaften lösen zu wollen.

Wir Socialdemokraten wollen die capitalistische Welt, die in Jahrtausenden das geworden ist, was sie ist, aus den Angeln heben; eine Welt, die trotz aller Schäden und Gebrechen noch ein starkes festes Gefüge zeigt, kann weder durch einige Jahre Stimmzettelausgabe, noch auch allein durch gewonnene Strikes- oder durch Erfolge auf genossenschaftlichem Gebiet in ihr vollständiges Gegen-

teil, in eine socialistische Weltordnung, umgewandelt werden. Würden wir die Festung nur an einem Punct angreifen, wir würden wenig Erfolg haben; benutzen wir deshalb sämtliche Waffen, die uns zur Verfügung stehen! Und eine solche Waffe ist die Genossenschaftsbewegung.

Dieser Ansicht giebt auch Kautsky am Schlusse seiner Broschüre über die Consumvereine Ausdruck, wenn er sagt: „Früher oder später ist in jedem Lande die Genossenschaftsbewegung berufen, neben dem Kampf der Gewerkschaften um Beeinflussung der Productionsbedingungen, neben dem Kampf des Proletariats um die Macht in Gemeinde und Staat, neben dem Bestreben von Gemeinde und Staat nach Ausdehnung und Vermehrung der von ihnen beherrschten und verwalteten Productionszweige eine nicht unwichtige Rolle im Emancipationskampf der Arbeiterclassen zu spielen.“

Wir haben in Deutschland noch eine grosse gewaltige Arbeit auf genossenschaftlichem Gebiet zu vollbringen. Grossen Arbeitermassen mangelt heut noch das Verständnis für diese Bewegung. In den Consumvereinen selbst aber mangelt es noch sehr an dem solidarischen genossenschaftlichen Geist — diesen zu wecken, ist vornehmste Aufgabe aller führenden Elemente in der Socialdemokratie. Statt der bisher üblichen Art, durch ständiges Hervorsuchen der den Genossenschaften heut noch anhaftenden Mängel und Schwächen dieselben bei den Arbeitermassen fortgesetzt zu discreditieren, sollte man praktische Mitarbeit leisten. Entsprach die Basis, auf welcher die meisten der bisherigen Genossenschaften aufgebaut waren, nicht dem socialistischen Ideal, so wäre es sicher dem Interesse der Gesamtheit dienlicher gewesen, wenn die „Hüter des Princips“ helfend und reinigend mit eingegriffen hätten.

Worauf es heute im Interesse der Entwicklung zum Socialismus und nicht zum wenigsten im Interesse der consumierenden Arbeitermassen ankommt, das ist die Anbahnung genossenschaftlicher Eigenproduction.

Es besteht auch bei uns bereits eine Grosseinkaufsgesellschaft, aber die ihr zur Verfügung stehenden Mittel sind noch zu gering, so dass sich zur Zeit auf dem Gebiet der Warenerzeugung noch nicht viel unternehmen lässt.

Die Consumvereine selbst stecken noch viel zu tief im Sumpf der Nichtsals-Dividendenjägerei, als dass sie sich dazu entschliessen könnten, einen grösseren Teil ihrer vorhandenen Mittel zur Errichtung von Fabriken herzugeben. Als kürzlich die Seifenfabrikanten durch Bildung eines Ringes eine kolossale Preissteigerung für Seife herbeiführten, wodurch ganz besonders die proletarischen Massen in unerhörter Weise geschöpft wurden, da erörterte ein Teil der sächsischen Consumvereine allen Ernstes das Project der Errichtung einer eigenen Seifenfabrik — sobald man aber die Höhe der Summe erfuhr, welche für eine derartige Gründung erforderlich sei, war der Plan gescheitert!

In dem in Deutschland industriell entwickeltsten Lande, in Sachsen, ist auch die Consumvereinebewegung am meisten entwickelt. Nach einer im Anfang dieses Jahres veröffentlichten Statistik giebt es in Sachsen 205 Consumvereine; dieselben hatten zusammen 180 000 Mitglieder; der Umsatz betrug 44 Millionen, der Reingewinn $5\frac{1}{2}$ Millionen.

Wenn diese Vereine wollten — sofort wäre die Möglichkeit geschaffen, mit der Eigenproduction zu beginnen!

Von den $5\frac{1}{2}$ -Millionen Gewinn nur eine Million jährlich zu Zwecken der Eigenproduction bestimmt, und wir würden sofort die allseitig als notwendig

erkannte Seifenfabrik errichten können, wir würden in kürzester Frist, auch wie die Engländer, unsere eigene Schuhfabrik, unsere eigene Weberei und unsere eigene Fabrik für Confectionsartikel haben.

Aber die Dividende, die Dividende ist es, die man in Gefahr glaubt!

Was in sächsischen Consumvereinen an Dividenden gezahlt wird, dürfte jedenfalls allgemein interessiren. Von 158 Vereinen, von denen Angaben vorliegen, zahlten unter 10 % nur 18 Vereine, 10.—14 % 63, 15 % 33, 16 % 19, 17 % 10, 18 % 6, 19 % 6 Vereine, 20 %, 21 %, 24 % je 1 Verein. Annähernd die Hälfte, 77 Vereine, zahlte also 15 % und darüber an Dividenden.

Welch kurzsichtiger Standpunct, aus Furcht vor Schmälerung der Dividende keine Mittel zur Eigenproduction zur Verfügung stellen zu wollen. Die Dividende wird doch nur in den ersten Jahren beeinträchtigt werden; sobald die Fabriken errichtet sind, die Production begonnen hat, die Waren von den Consumvereinen gekauft werden, tritt im Gegentheil eine Erhöhung des Reingewinns ein, da ja dann der Nutzen, welcher bei der Fabrikation erzielt wird, ebenfalls den Consumenten zu gute kommt.

Es mangelt zur Zeit in Deutschland bei den Mitgliedern der Consumvereine noch an dem nötigen Verständnis, der in einer Reihe von Vereinen noch obwaltende Krämergeist muss dem genossenschaftlichen Geist weichen.

Aber so viel steht fest — nur von unten auf muss die Wandlung der Geister bewirkt werden.

Erziehung der Arbeiterclassen! Das muss die Parole der nächsten Zukunft sein! Erziehung zum selbstbewussten solidarischen genossenschaftlichen Handeln; zu Thaten, nicht zu Phrasen müssen wir die Arbeiter begeistern. Das ernstliche Wollen, die That, ist die Vorbedingung allen Fortschritts, ist auch die Vorbedingung zum endlichen Siege des Socialismus!

Die Fälle Weingart und Hillmann.

Von
Paul Göhre.

(Berlin.)

Neben dem Fall unseres Genossen Arons haben noch zwei andere in der letzten Zeit die weitere Oeffentlichkeit beschäftigt, resp. beschäftigen sie noch. Und wenn betreffs ihrer zu dieser Oeffentlichkeit nicht oder nur zum geringsten Teil das deutsche Proletariat und die zur Socialdemokratie gehörigen Kreise der sogenannten Gebildeten gehören, so hat das seine hauptsächlichliche Ursache darin, dass die beiden Fälle sich um zwei Männer drehen, die Geistliche, protestantische Geistliche sind, beinahe alles aber, was heute Proletariat und Socialdemokratie heisst, Vorgängen auf kirchlichem Gebiet ziemlich gleichgiltig gegenübersteht. In diesem Doppelfalle aber ist diese Gleichgiltigkeit doch nicht so unbedingt angebracht. Denn diese beiden Fälle Weingart und Hillmann neben einander geben eine ungemein glückliche Veranlassung, einem Gedanken nachzugehen, der eben jetzt, durch den Kampf um die lex Heinze, der Kunst gegenüber ganz eclatant offenbar geworden ist: dass nämlich die Socialdemokratie mit ihren Grundsätzen und Zielen schliesslich die Schützerin,

wie der wahren Kunst, so auch aller echten und ernsthaften Religion werden wird. Das klingt manchem gewiss paradox genug, ist aber trotzdem nichts weniger als wahrscheinlich, um nicht zu sagen richtig.

Doch zuvor einige Bemerkungen über die kirchenpolitische Situation des deutschen Protestantismus. Er ist in drei Formen organisiert: in Landeskirchen, Freikirchen und einzelnen freien Gemeinden. Die Landeskirchen sind hierbei in der erdrückenden Uebermacht. Im Grunde hat jeder deutsche Bundesstaat, auch der, dessen Bevölkerung mehr katholisch als protestantisch ist, seine Landeskirche. Selbst freie Städte, ja sogar ehemals freie Städte, wie Frankfurt a. M., haben ihre eigenen landeskirchlich gearteten Organisationen. Auch die einzelnen preussischen Provinzen haben ihre Landeskirchen. Und nur diejenigen der sogenannten älteren Provinzen sind wieder zusammengefasst und dem preussischen Oberkirchenrat in Berlin unterstellt. Die übrigen sind autonom. Alle aber haben den jeweiligen Landesherren und, wo dieser katholisch ist, das in evangelicis beauftragte Collegium je der vorhandenen protestantischen Staatsminister zum Landesbischof. Man sieht aus alledem: die kirchlich-politische Organisation im protestantischen Deutschland steht noch gänzlich unter dem Zeichen des Particularismus von vor 1866. Die Kirchen haben den staatspolitischen Fortschritt der deutschen Einzelstaaten seit 1866 nicht mitgemacht.

In Vergleich zu diesen Landeskirchen sind die Freikirchen von nur untergeordneter Bedeutung. Sie sind auf verschiedene Weise entstanden. Zum Teil in Opposition gegen die preussische Union aus dem Jahre 1817, wo hauptsächlich durch die landesbischofliche Initiative Friedrich Wilhelms III lutherische und reformierte Kirche zu einer Einheit, der sogenannten unierten, zusammengefasst wurden. Diejenigen lutherischen und reformierten Gemeinden, die, sei es aus dogmatischen, sei es aus vermögensrechtlichen, sei es aus anderen Gründen dieser Vereinigung sich nicht anschliessen zu können glaubten, traten unter sich zusammen. So entstand z. B. die evangelisch-lutherische Freikirche. Andererseits sind solche Secten durch Opposition gegen die traditionelle, meist lutherische Kirchenlehre entstanden. Es ist meist kein geschlossenes, neues religiöses System, das ihnen zu Grunde liegt, sondern irgend ein für den geschichtlich Gebildeten mehr oder weniger minderwertiger, auf der Peripherie der Religion liegender biblischer oder halb-biblischer Gedanke, z. B. der Glaube an die nahe bevorstehende Wiederkunft Christi, oder die Lehre von der Wiedertaufe, oder die Forderung brüderlicher Gemeinschaftsübung in Form der Zehntabgaben. Unter solchen Secten sind am bekanntesten die Baptisten, die Apostolischen Gemeinden und die Heilsarmee.

Endlich die freien Gemeinden. Ihrer giebt es zwei Arten. Diejenigen, die aus der Aufklärungszeit in der Mitte des XIX. Jahrhunderts hervorgegangen sind, hier und da socialdemokratischen Kreisen näher stehen und schliesslich nichts anderes sind, als Organisationen radicaler Bekämpfung des geschichtlichen Christentums in eigenem religiösen Gewande, die in der Pflege einer religionslosen Ethik sich Bestrebungen, wie diejenigen der Ethischen Cultur und der Egidyaner nähern. Die anderen sind, wenn man so sagen darf, capitalistische Gründungen, d. h. es haben sich hier und da meist sehr wohlhabende Leute, oft nicht sehr viele an der

Zahl, zusammengethan, sich einen Predigtsaal gebaut und einen Geistlichen nach ihrem Geschmack berufen, den sie aus ihrer Tasche bezahlen. Eine Anzahl kleiner Leute sind ausserdem als Gemeindeglieder zugelassen. Sie bilden gewöhnlich zugleich das Object der sogenannten christlichen Wohlthätigkeit, die heute allgemein und erst recht in solchen Gemeinden üblich zu sein pflegt.

In den Landeskirchen nun haben die orthodox-conservativen Kreise fast ausschliesslich die Macht in den Händen. Es giebt zwar einige namentlich kleinere Landeskirchen, so z. B. diejenige von Sachsen-Weimar-Eisenach, in denen lange ein strammer kirchlicher Liberalismus herrschte, parallel dem politischen Liberalismus, der bis vor kurzem dort die Macht hatte. Doch mit diesem auch jener neuerdings im Schwinden. Sonst aber herrscht, ganz wie in den betreffenden Staaten, vorwiegend orthodoxer Conservatismus. Ueberhaupt lässt sich in den einzelnen Landeskirchen ein sehr enger Parallelismus des kirchlichen mit dem staatspolitischen Geiste constatieren. In Württemberg z. B. ist entsprechend den dort geltenden politischen Grundsätzen bisher eine viel freiere Bewegung auch innerhalb der Landeskirche möglich gewesen. Am gebundensten ist auch das kirchliche Leben in Ostelbien. Auch in der Provinz Brandenburg herrschte noch immer verhältnismässige Toleranz. Ich selbst habe das mehrfach erfahren. Das Städtebündel Berlin hat hier wohl nicht zu verkennenden Einfluss geübt. In den Secten ist der Orthodoxismus meist noch grösser. Hier artet er oft in Beschränktheit aus.

In der Geistlichkeit einerseits, in den Landesconsistorien und deren enger Verbindung mit dem Staatsorganismus andererseits hat die orthodox-conservative Majorität stets ihre zwei Hauptstützen gefunden. Die Mehrheit der Geistlichen ist noch stets orthodox-conservativ gewesen. Nicht im extremen Sinne des Wortes. Dies gilt nur von einer verhältnismässig kleinen Anzahl unter ihnen. Aber doch im gemässigten Sinne des Wortes. So mannigfach sie von modernem Leben und moderner Wissenschaft auch berührt sind; so vielfach sie an beide im einzelnen auch Concessionen machen, so bleiben sie in ihrem theologischen Grundcharakter dennoch traditionell dogmatisch, von einer mittelalterlichen Weltanschauung erfüllt. Ihnen gegenüber steht nur eine kleine Schar streng liberaler Geistlicher, deren Grundprincip die Verbindung moderner Weltanschauung und ursprünglichen Christentums ist. Ihre Richtung, im Protestantenverein organisiert, kommt schliesslich immer darauf hinaus, dogmatisch und kirchenpolitisch den Kampf gegen die Orthodoxie zu führen. Endlich der an Zahl nicht unbedeutende Rest gehört näher oder ferner der sogenannten Ritschlichen Schule an. Kirchenpolitisch sind diese Leute beinahe gar nicht interessiert und deshalb parteiartig noch nicht organisiert. Sie sind beinahe ausschliesslich theologisch und religiös-praktisch gerichtet, ihrem innersten Wesen nach echte Vermittelungstheologen.

In den allermeisten Landesconsistorien sitzen ebenfalls in erdrückender Majorität orthodoxe Conservative, ausserdem einzelne vermittelnde Leute, Liberale gar keine. Und wie diese Majorität die Verbindung hält mit der orthodox-conservativen Geistlichkeit, so andererseits mit den conservativen Kreisen der Regierungen. Ganz natürlich arbeiten sie zusammen, stützen sich

gegenseitig mit ihrer Macht, ihrer Autorität, dem ganzen Apparat der Tradition und Regierungsmaschine, der ihnen zur Verfügung steht. So fühlt sich diese orthodox-conservative Majorität im Besitz beinahe der absoluten Macht; sie weiss, dass ihre Herrschaft bis auf weiteres unerschütterlich ist.

Von hier aus macht sie der liberalen Strömung mancherlei Concessionen, einfach, weil sie sich das in ihrem Machtbesitz ruhig leisten kann. Sie stellt, wenn es nicht anders geht, gelegentlich selbst stramm liberale Geistliche an, giebt ihnen Spielraum in der Art zu predigen, duldet, dass sie dabei ganze Stücke der Kirchenlehre ignorieren, kurz, lässt sie gewähren, so lange sie nicht offensiv und consequent gegen die herrschende, d. h. dogmatisch-orthodoxe Kirchenlehre vorgehen. So wie dies aber in einer öffentlich bemerkten Form geschieht, tritt die Reaction gegen sie ein. Sie endet in vielen Fällen mit der Beseitigung des Angreifers aus dem landeskirchlichen Verbands, jedenfalls aber mit seinem künftigen Schweigen. Bei diesem Verfahren stellt man sich schliesslich gewöhnlich nicht auf den Boden religiöser Gesichtspunkte, sondern auf kirchenrechtlich-juristischen Boden, untersucht rein staatsanwaltschaftlich, inwiefern der Angeklagte gegen den Wortlaut und die dogmatisch-traditionelle Auslegung der Kirchenlehre verstossen, und entscheidet demgemäss. Der kirchenpolitisch-juristische Standpunkt ist in den meisten Fällen ausschlaggebend.

Ganz so ist nun auch der Fall Weingart verlaufen. Weingart war Geistlicher in Osnabrück und als solcher der hannoverschen Landeskirche zugehörig. Vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren hatte er über einen neuen Agendenentwurf zu referieren. Dabei soll er in sieben Punkten gegen die herrschende Kirchenlehre, wie sie für Hannover „in der Bibel und den reformatorischen Bekenntnisschriften, insbesondere der Augsburgischen Confession“, enthalten sei, verstossen haben. Es wurde das Disciplinarverfahren gegen ihn eröffnet, das mit einem ernsten Verweis gegen ihn endete. Dabei beruhigte sich der Mann nicht, er appellierte auch seinerseits an die zweite Instanz, und wurde von ihr, und zwar nunmehr wegen falscher Lehre betreffs der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu zur Amtsenthebung verurteilt. Er hatte sich zu der jedem modernen Menschen selbstverständlichen Ansicht von der Verwesung des Leichnams Jesu bekannt. Damit ist wieder ein Stück unbequemer liberaler Opposition niedergeschlagen und die dominierende Macht der orthodox-conservativen Majorität klar erwiesen.

Aber nicht nur dies allein. Damit zugleich hat sich wieder eine neue Knebelung echter christlicher Religiosität vollzogen. Nicht zwar, als ob diese letztere stets nur auf Seite jener liberalen Theologen zu finden, ja mit liberaler Theologie und Gesinnung schon identisch sei. In Wahrheit ist sie ebenso häufig auch in orthodox-conservativen Kreisen vorhanden; und jedenfalls principiell in Verbindung mit jeder der beiden Richtungen denkbar. Einfach, weil sie etwas völlig von Theologie, Schule und Weltanschauung Verschiedenes, eine ganz selbständige, rein gefühl- und stimmungsmässige Sache ist. Und ausserdem eine rein subjective dazu. Denn echte Religion ist nichts, als das unerschütterliche Bewusstsein eines Menschen von dem spürbaren Dasein eines lebendigen und allmächtigen Gottes, das Bedürfnis, für sich und an sich selbst die Spuren dieses

Gottes zu entdecken, sich in seinem Innern und seinem Leben von ihm abhängig und zeitweise von ihm sich berührt zu fühlen. Das subjective Erlebnis solcher Berührungen schafft das eigenartige Glücksgefühl des religiösen Menschen. Christliche Religion ist nichts anderes, als dieses bald stärkere, bald geringere Gemeinschaftsgefühl mit Gott in der Form und Intensität, wie sie Christus gehabt. Und deren Bethätigung im menschlichen, praktischen Leben auf dem Wege unbedingtester Nächstenliebe, in die persönliche Sittlichkeit und Selbstzucht notwendig eingeschlossen ist.

Es ist ohne weiteres klar, dass diese christliche Frömmigkeit mit jeder Form der Weltbetrachtung, ausser der atheistischen, die selbst Religion ist, sich vertragen kann. Thatsächlich hat sie sich auch mit sehr vielen vertragen. Es giebt heutzutage viele Leute, die den Anspruch für sich erheben, religiöse Menschen in dem vorhin geschilderten Sinne zu sein, und die die Ergebnisse der modernen darwinistisch-naturwissenschaftlichen Weiterforschung und Weltbetrachtung im grossen und ganzen für sich acceptieren. Andererseits giebt es noch heute Leute mit der gleichen Religiosität, die diese Form der Weltbetrachtung für sich ablehnen und die alte, antidualistische Weltanschauung beibehalten. Für die Religion, auch für die eigentlich christliche, verschlägt das so lange nichts, als man nicht beide, Weltanschauung und Frömmigkeit, so eng mit einander verknüpft, dass sie nicht nur untrennbar, sondern, dass sie auch als eine Einheit, als zwei Seiten derselben Sache, ja dass sie und nur sie zusammen erst als die wahre christliche Religion erscheinen.

Diese Praxis aber ist seit langem im Lager der conservativ-orthodoxen Mehrheit des deutschen Protestantismus verbreitet. Sie kommt, wie allen bekannt, in der Forderung der strikten Anerkennung nicht nur des religiösen, sondern des gesamten, wörtlichen Inhalts der Bibel und vor allem jener dogmatischen Lehrsätze zum scharfen Ausdruck, die als das gemeinsame, damals freilich geschichtsnotwendige Product schlichter, urchristlicher Religion und hellenistisch-neuplatonischer Weltanschauung in den ersten christlichen Jahrhunderten entstanden und von den protestantischen Reformatoren als das lehrmässig formulierte Christentum übernommen sind. Und sie, diese conservativ-orthodoxe Mehrheit, benutzt, zum grössten Teil wirklich bona fide, bis heute ihre Uebermacht, um diese Anerkennung mit allen erlaubten Mitteln durchzusetzen, eine von jener antiken Weltanschauung befreite Religiosität als mindestens minderwertig hinzustellen, eine sich auf moderne Weltbetrachtung stützende aber als verwerflich, unchristlich und antichristlich zu bekämpfen. Damit aber ist sie heute die Feindin jeder wahren christlichen Religion. Denn sie erstickt diese in der Verbindung einer rein zufälligen, noch dazu wissenschaftlich gänzlich antiquierten religiös gleichgültigen Erkenntnisweise, sie schafft durch diese Identifizierung in weitesten Kreisen eine unendliche Verwirrung der Auffassung von der Religion, sie schreckt damit immer zahlreichere Menschen von dieser überhaupt ab und stempelt das Christentum zu einer ganz reactionären Sache. Und darum ist der Kampf gegen diese orthodox-conservative Majorität nicht nur ein Kampf gegen ein Stück der allgemeinen Reaction, sondern auch zugleich der Kampf für die eigentliche, weltanschauungsfreie und schlicht christliche Religion.

Es fragt sich nur, wer schliesslich auch diesen Kampf durchkämpfen und zum siegreichen Ende bringen wird. Und darauf giebt wieder der Fall Weingart eine sehr lehrreiche Antwort. Er zeigt, dass in kirchlichen Kreisen gegenwärtig solche starken und siegreichen Mächte jedenfalls nicht vorhanden sind. Zwar hat der Fall dort natürlich viel Staub aufgewirbelt. Aber, wie es scheint, eben nur Staub; nun er sich wieder zu setzen beginnt, erscheint nichts verändert, ausser der Lage des Gemassregelten selbst. Zunächst hat man sich allgemein entrüstet, soweit nicht rein conservative oder religiös ganz gleichgiltige Kreise in Betracht kommen. Selbst die Berliner Neuesten Nachrichten brachten leise Echos dieser Entrüstungsrufe. Namentlich aber wurde in protestantisch-kirchlichen Zeitschriften diese Entrüstung laut, und man bewies haarscharf, dass der theologische Standpunct Weingarts durchaus durch die Ergebnisse der modernen protestantisch-theologischen Forschung gedeckt würde. Dann hat die ehemalige Gemeinde Weingarts sich gerührt und gegen die Verurteilung ihres Pastors einmütig protestiert. Sie hat selbst beim Kaiser um Cassierung des Urteils petitioniert. Ja, sie hat mit ihrem Austritt aus der Landeskirche wenigstens gedroht. Dann haben gegen 100 hannoversche Geistliche eine Protesterklärung losgelassen, und schliesslich ist von einigen Theologieprofessoren der Landesuniversität Göttingen die Angelegenheit zur Sprache gebracht und erörtert worden. Damit aber war die Gegenaction, wenigstens bis heute, erschöpft, ihre Wirkung aber gänzlich gleich null. Es ist, wie es scheint, alles beim alten geblieben, obgleich einer der Richter zweiter Instanz seitdem pensioniert worden ist. Die Macht der orthodox-conservativen Mehrheit ist nicht gebrochen und wird durch kirchliche Kreise auch niemals gebrochen werden. Denn jeder ihrer Angriffe prallt an der politischen Macht ab, über die jene Mehrheit ihnen gegenüber verfügt.

Daraus aber geht klar hervor, dass es nur eine politische Macht sein kann, die vom politischen Boden aus jene Arbeit leisten kann. Welche aber ist das? Der Liberalismus? Er kommt, wie bei allen freiheitlichen Fragen so auch bei dieser je länger desto weniger in Betracht. Oder das Centrum? Es sucht heutzutage zusehends sich den Conservativen zu nähern; es wird sich hüten, den protestantisch-kirchlichen Orthodoxismus zu bekämpfen, der eine besonders wichtige Brücke bei seinen Annäherungsversuchen bilden kann. So bleibt in der That allein die Socialdemokratie. Und in Wirklichkeit ist sie allein bereits auch an dieser Arbeit. Nicht bloß insofern, als sie mit jeder Form der Reaction auch diese kirchliche bekämpft. Sondern noch in dem speciellen Sinne, dass sie die Forderung aufstellte: Trennung der Kirche vom Staate und Entziehung aller Unterstützungen durch jenen. Die Verwirklichung dieses Programmpunctes wird unfehlbar den Zusammenbruch der orthodox-conservativen Uebermacht bringen, die heute durch ihre Verbindung mit dem Staatsorganismus bedingt ist. So wird — und sie ist, wie gesagt, schon an der Arbeit — die vielgeschmähte, religionslose, christentumfeindliche Socialdemokratie schliesslich einst auch der christlichen Religiosität wieder die Bahn frei machen.

Aber freilich nur erst die Bahn frei machen. Den vollen Sieg wird die Verwirklichung dieses einen socialdemokratischen Programms

satzes auch noch nicht bringen. Es zeigt sich, dass auch er, so radical er ist, bürgerlichen Ursprungs und darum eine Halbheit ist. Es zeigt sich dies gerade an dem anderen Fall, der neben Weingar hier mit zur Erörterung steht und der mit diesem zusammen erst diese Erörterung möglich und irgendwie fruchtbar macht, an dem Fall Hillmann.

Hillmann war vor etwa 1 $\frac{1}{2}$ Jahren von Braunschweig an die freie reformierte Gemeinde in Hamburg berufen worden. Ein Jahr lang hatte er dort bereits unbehelligt gewirkt. Da hielt er am Neujahr 1900 zum ersten Male eine sogenannte sociale Predigt. Er führte darin nur aus, dass das scheidende Jahrhundert dem neuen eine doppelte Aufgabe hinterlasse, eine religiöse und eine sociale. Letztere würde zu gunsten der empordrängenden Massen gelöst werden müssen und auch gelöst werden. Von Socialismus irgend welcher ernsthaften Art kein Wort. Daraufhin erscheint ein Kirchenvorsteher bei ihm und verlangt, dass er verspreche, nie wieder eine sociale Predigt zu halten. Hillmann weist ihn ab und predigt nun, entgegen seiner Absicht, am Sonntag darauf wieder „social“, indem er, nun ziemlich ernst und rücksichtslos, Jesus als den unbedingten Freund und Rächer der Armen hinstellt. Daraufhin erfolgt seine Kündigung; und seit Mitte Februar ist ihm jede amtliche Thätigkeit unmöglich gemacht.

Der Fall liegt klar: Hillmann wird gemassregelt nicht wegen theologischer Lehrsätze, sondern wegen praktischer Anwendung religiös-sittlicher Gedanken auf die Gegenwart in einer Form, wie sie wohl in allen deutschen Landeskirchen nicht nur geduldet, sondern sogar gewünscht wird. Er wird gemassregelt nicht etwa von einem staatlich gestützten und orthodox majorisierten Landesconsistorium, sondern von dem Vorstande einer, so weit uns bekannt geworden, liberal gerichteten freien Gemeinde. Der Schauplatz ist eine Republik, die freie Stadt Hamburg, ein Welthandelsplatz; die treibenden Leute, so weit uns zu Ohren gekommen, Unternehmer und Grosskaufleute. Das alles zusammen aber bedeutet nichts anderes, als die Uebertragung und Anwendung des brutalen Arbeitgeber- und Capitalistenstandpunctes auf das religiöse Gebiet. Der Geistliche ist der Angestellte eines bestimmten Consortiums und hat zu lehren, was dieses wünscht. Fügt er sich nicht, fliegt er. Noch nie ist unseres Wissens an einem bestimmten einzelnen Fall so deutlich geworden, was Marx und Engels schon im Communistischen Manifest verkündigt: „Die Bourgeoisie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt.“ Dabei versschlägt es nicht, dass man in manchen kirchlichen Kreisen dieses Verhalten des Hamburger Kirchenvorstandes mit der noch seit dem Hafnarbeiterstreike herrschenden Nervosität und Gespanntheit zu entschuldigen sucht. Im Gegenteil, das macht den Fall noch typisch reiner; Karl Marx wird dadurch erst recht bestätigt.

Es zeigt sich, dass mit der blossen Beseitigung der engen Verbindung von Kirche und Staat und durch den Uebergang zu americanisch-freigemeindlichen Verhältnissen im Zeitalter des Capitalismus der freien christlichen Religiosität noch lange nicht gedient wäre. Vielmehr würde diese in vielen und in immer-zahlreicher werdenden Fällen erst

recht in die Enge, in Bande, aus dem Regen in die Traufe geraten. Es zeigt sich also, dass schliesslich noch eine ganz andere, als bloss jene bürgerlich-radicalen Forderung auch im Interesse der christlichen Religion verwirklicht werden muss, diejenige, die die Grundforderung des Socialismus überhaupt ist: die Vernichtung des Capitalismus, die Beseitigung der Lohnabhängigkeit, die Schaffung der freien socialistischen Gesellschaft, in der allein wahrhafte Geistes- und Gewissensfreiheit, und darum auch wahrhafte Religionsfreiheit möglich sein wird. So zeigt sich, dass für die Zukunft auch alles ernsthaften Christentums die Socialdemokratie immer unentbehrlicher wird, dass sie, wie sie bereits heute die Schützerin von Kunst und Wissenschaft ist, so auch die der Religion werden muss, auch in diesem Bezuge die Verfechterin wahrer Humanität.

Ich weiss, dass alle diese Schlussfolgerungen manchem Leser nicht nach Wunsch sind. Aber ob oder ob nicht, die Schlussfolgerungen sind zwingend für den, der auf Grund geschichtlicher und gerade auch geschichtsmaterialistischer Bildung und gemäss tieferer Einsicht in das Wesen wahrhafter Religion als eines notwendigen, selbständigen und den anderen ebenbürtigen Stückes menschlichen Geisteslebens dieser eine Zukunft zuerkennen muss.

Naturprincipien und Wirtschaftsfragen.

Ein methodologischer Excurs.¹⁾

Von

Eduard Bernstein.

(London.)

I.

Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft — das ist der Titel eines Buchs, dessen Verfasser, der K. K. Director Ed. Sacher, eine naturwissenschaftliche

¹⁾ Die vorstehende Abhandlung ward schon vor einiger Zeit von mir verfasst, gelangte aber unter Rückwirkung der bekannten Controversen bisher nicht zur Veröffentlichung. Ich bemerke dies deshalb, damit man in ihr nicht den Reflex einiger neuerdings mir zu teil gewordenen Kritiken erblicke.

Ich habe die Absicht, ihr einen Aufsatz über die Grenzen des Monismus folgen zu lassen, der im Entwurf ebenfalls nicht erst neuesten Datums ist. In Verbindung mit ihm werde ich auch Dr. Franz Oppenheimer auf die mir in seinem Aufsatz: Socialliberalismus oder Collectivismus? (Socialistische Monatshefte, 1900, No. 5, pag. 274 ff.) gestellten Fragen antworten. Ich bin gern bereit, den Waffengang mit ihm anzutreten, und bemerke daher hier noch auf seine Beschwerde, ich hätte ihn in meinem ähnlich betitelten Aufsatz nicht als grundlegenden Theoretiker, worauf er Anspruch zu haben glaube, sondern auf Einzelheiten von secundärer Bedeutung hin, nicht mit Bezug auf die von ihm gefundenen Gesetze, sondern bloss an der Hand von ihm ausgearbeiteter, aber keineswegs überschätzter Vorschläge beurteilt, dass mir dies — die Einschätzung Oppenheimers als Politiker — durch die Fragestellung vorgeschrieben war, die meinen Aufsatz provocierte. Dass ich diesen Aufsatz keineswegs als erschöpfend betrachte, wird ihm mittlerweile das Vorwort zu dem Sonderabruck desselben gezeigt haben, sowie die dort hinzugefügte Schlussbemerkung. Bei alledem glaube ich aber doch deutlich genug angezeigt zu haben, worin mir Oppenheimers Theorie fehlzugehen scheint. Ob meine Einwände auf einem „denkträgen“ Eklekticismus beruhen, oder ob Oppenheimers Beweiskette durchgängig jenen monistischen Charakter trägt, in dem sie ihm erscheint, wird der Fortgang der Debatte zeigen.

Gesellschaftslehre darbieten oder wenigstens in ihren Grundzügen entwickeln will.²⁾ Schreiber dieses hat schon wiederholt Gelegenheit genommen, solche Versuche zu besprechen, und ist da regelmässig zu einem ungünstigen Gesamturteil gelangt. Wenn er hier noch einmal auf das Thema zurückkommt, so deshalb weil die Sachersche Arbeit es unter andern Gesichtspuncten behandelt, wie die grosse Masse der „naturwissenschaftlichen“ Gesellschaftslehren, und auch sonst Anspruch auf Beachtung hat. Sie ist das Werk eines belesenen und selbständig denkenden Schriftstellers, mit Ausnahme einiger etwas orakelhafter Sätze ihres Schlusscapitels, frisch und anschaulich geschrieben, und ihre Tendenz eine unzweifelhaft socialistische.

Herr Sacher bezeichnet im Vorwort sein Buch als einen „Versuch auf naturwissenschaftlicher Grundlage, d. h. mit naturwissenschaftlicher Auffassung der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen und mit naturwissenschaftlicher Methode, die beobachteten Gesellschaftseinrichtungen in Zusammenhang zu bringen, die Ursachen der geschichtlichen und der heutigen Vorgänge, soweit sie auf die Volkswirtschaft Bezug haben, zu untersuchen, und von dem eingenommenen Standpunct aus die heute Einfluss nehmenden Resultate gesellschaftswissenschaftlicher Denkarbeit auf ihre Grundlagen zu prüfen“.³⁾

Was heisst „naturwissenschaftliche Methode“ und was „naturwissenschaftliche Auffassung der Gesellschaft“? Sacher spricht sich darüber nicht näher aus, machen wir uns daher zunächst diesen Gegenstand, die Bedeutung des Begriffs Natur in diesem Zusammenhange klar.

Das Wort Natur wird in verschiedenem Sinne gebraucht. Es bezeichnet das eine Mal den Inbegriff der Welt, unterschieden von einem ihr als Schöpfer oder Lenker gegenüberstehenden höheren Wesen, das andere Mal die aussermenschliche Welt, und schliesslich dient es auch zur Kennzeichnung der Personen oder Dingen kraft ihrer Zusammensetzung bzw. ihres Aufbaus inwohnenden Eigenschaften, ihres eigentümlichen Wesens. Gemeinsam ist hierbei, dass jedesmal der Begriff Natur etwas von dem Gegenstand, auf den er angewendet wird, Ungewolltes anzeigt. Natur ist stets das Gegebene, das dem Gegenstand ohne seinen Willen Inwohnende, das Nichtselbstgewollte. Wo der aussermenschlichen Natur ein Wille unterstellt wird, liegt entweder nur eine poetische Ausdrucksweise vor oder eine Uebertragung der von der Religion der Gottheit zugeschriebenen Attribute auf die Natur, — ein modificierter Theismus.

Die Naturwissenschaft schliesst dergleichen poetische oder opportunistische Verquickungen aus ihren Untersuchungen aus. Sie hat es nicht mit den beabsichtigten, sondern mit den unbeabsichtigten Erscheinungen zu thun, nicht mit den gewollten, sondern mit den notwendigen Beziehungen. Das vornehmste, wenn auch selbstverständlich nicht ausschliessliche, Princip ihrer Methode ist die Empirie: Beobachtung und Experiment. Ihre grundlegenden Zweige wissen nichts von angeordneten Zwecken, sondern nur von Wirkungen, die eintreten, sobald gewisse Dinge in Verbindung gebracht werden oder in ihren Beziehungen gewisse Veränderungen stattfinden. Wo aber die Naturforschung, wie in der Botanik, Zoologie oder generell in der Physiologie, mit Organismen zu thun hat, deren

²⁾ Ed. Sacher: Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft. Dresden; E. Pierson.

³⁾ a. a. O. pag. 4.

Bestand und Entwicklung von der regelmässigen und bestimmten Thätigkeit von Teilorganen und dem Vorhandensein der für diese Thätigkeit erforderlichen äusseren Bedingungen abhängt, erkennt sie zwar diesen Teilorganen und Bedingungen einen Zweck für jene Organismen zu, nicht aber den letzteren einen Zweck für die Organe. So haben die Verdauungsorgane wohl einen Zweck für das Tier, aber damit ist die Sache zu Ende. Das Tier selbst hat in den Augen des Naturforschers keinen Zweck, es sei denn der, einem andern Tier als Nahrung oder etwa — wie gewisse Insecten — einer Pflanze als Befruchtungsvermittler zu dienen, was aber für seine Betrachtung kein gewolltes, sondern ein gewordenes Verhältnis ist. Das Raubtier thut nichts, den Pflanzenfresser oder das kleinere Raubtier zu züchten, von denen es sich ernährt, noch sorgt der Pflanzenfresser für seine Nährpflanzen oder die Pflanze für die Zusammensetzung ihres Nährbodens. Im Gegenteil, ihnen allen wohnt die Tendenz inne, diese Bedingungen der eigenen Existenz zu zerstören: Das *Et propter vitam vivendi perdere causas* ist in der Tier- und Pflanzenwelt vorwiegende Erscheinung und wird — sofern da überhaupt von Willen die Rede sein kann — nur durch ausserhalb des Willens der Beteiligten liegende Umstände an allgemeiner Durchführung bis zum vernünftigen Ende verhindert. Es wird keinem Naturforscher einfallen, vom Schaf zu sagen, sein Zweck sei, von diesem und jenem Raubtier gefressen zu werden, oder von der Banane, vom Affen etc. verspeist zu werden, sondern er wird nur sagen: diese oder jene Stoffe, diese oder jene Pflanzen, diese oder jene Tiere bilden die Lebensbedingung für diese oder jene anderen Tiere oder Pflanzen etc. Noch weniger wird er sich beikommen lassen, dem Tier oder der Pflanze einen Zweck für irgend eines ihrer Organe nachzusagen, obgleich mit ihnen auch das betreffende Organ stirbt.

Die Naturwissenschaft kennt nur in der höheren Tierwelt Zweckthätigkeit, z. B. bei der Arbeit der Spinne, der Biene, der Ameise, beim Nestbau des Vogels, des Dachses, des Fuchses u. s. w. Es bleibe dahingestellt, inwieweit diese Thätigkeit als zweckbewusst oder vorbedacht bezeichnet werden kann. Einen gewissen Grad von Zweckbewusstsein wird man den meisten der hier in Betracht kommenden Tiere ebensowenig absprechen können, wie dem seiner Beute nachstellenden Raubtier. Die Biene hat, um an ein bekanntes Beispiel von Marx anzuknüpfen, wahrscheinlich schon irgend eine Vorstellung von der Zelle im Kopf fertig, wenn sie an deren Bau geht, und unterscheidet sich von dem menschlichen Baumeister in dieser Hinsicht dadurch, dass sie sich nur diese eine Zelle vorstellen kann, diese aber auch zugleich sich vorstellen muss, bezw. dass sie zwar die Zelle im Kopf hat, aber nicht als das Product irgendwelchen Nachdenkens, sondern als fertig ererbte Vorstellung. Jedenfalls befinden wir uns hier an der Grenze zwischen den Reichen von Natur und Kunst, denn Kunst im weiteren Sinne ist alles Können, dem ein Plan, eine Absicht, eine Willensact zu Grunde liegt. Das stümperhafteste Product menschlicher Arbeit ist ein Kunstwerk verglichen mit irgend einem Naturproduct, das uns durch die Feinheit seiner Structur, die Symmetrie seiner Formen, die Pracht seiner Farben entzückt. Dem ersteren liegt eine Absicht, dem letzteren nichts, als unbewusste Notwendigkeit zu Grunde. In dem Mass, als die Spinne ihr Netz planmässig webt, ist sie Künstlerin; die Thatsache, dass sie nur dies eine Netz zu weben versteht, bestimmt die Grenze ihrer Künstlerschaft, hebt

aber diese nicht auf. Dass die Spinne beim Weben eine Planvorstellung hat, scheint unbestreitbar“.⁴⁾

Das der Natur gegenüberstehende Princip ist die Kunst, jede andere Gegenüberstellung ist widersinnig und bricht von einem gewissen Punct ab hoffnungslos zusammen. In der Auffassung der Bibelgläubigen ist die Welt ein grossartiges Kunstwerk, geschaffen von einem ausserhalb ihrer oder über ihr stehenden, unvergleichlichen Künstler — Gott. Dieser Auffassung widersprechen eine Reihe von Thatsachen, welche das eingehende Studium der Naturerscheinungen den Menschen aufgeschlossen haben, und auf Grund ihrer hat sich jene andere Auffassung entwickelt, welche die Welt nicht als das Product eines schaffenden Künstlers, sondern als das Ergebnis einer Reihe von Processen betrachtet herbeigeführt durch gesetzmässig, d. h. notwendig wirkende Kräfte oder Kraftformen des den Weltraum erfüllenden Stoffes und seiner Spannungsverhältnisse. Diese Auffassung, die entweder von jeder Gottvorstellung absieht oder den Gott-Künstler durch ein vergöttlichtes Naturprincip zu ersetzen sucht, das als höchstes Gesetz die ganze Welt durchdringt, wird als die naturwissenschaftliche Weltauffassung bezeichnet. Ihr Ausgangspunct ist die gesetzmässige Notwendigkeit. Nur wo sie diese findet, wo sie zur Erklärung von Erscheinungen oder Vorgängen nicht auf die Annahme ausser- oder überweltlicher Willkür angewiesen ist, sondern eine Kette gesetzmässig wirkender Ursachen feststellen kann, beruhigt sie sich. Die naturwissenschaftliche Auffassung der Welt schliesst jeden in das Weltgetriebe willkürlich eingreifenden höheren Willen aus.

Fragen wir uns nun, was eine naturwissenschaftliche Auffassung der Gesellschaft bedeuten kann, so führt uns die Analogie der naturwissenschaftlichen Weltauffassung zunächst auf den Ausschluss eines über oder ausserhalb der Gesellschaft stehenden, ihre Natur und Entwicklung bestimmenden höheren Willens. Soll der Name nicht mehr sagen, so bezeichnet er insofern eine rationelle Sache, als damit die Vorstellung einer von Gott angeordneten Gesellschaftsordnung, diese Zuflucht aller fortschrittsfeindlichen, das Bestehende und insbesondere bestehende Privilegien vertretenden Elemente, grundsätzlich verworfen wird. Aber das allein begründet jenen Titel noch nicht. Mit dem Verzicht auf den Gott, der eine bestimmte Gesellschaftsordnung vertritt oder nach Gutdünken in den Verlauf der Dinge eingreift, sind sehr verschiedene Gesellschaftsauffassungen vereinbar; dass man andererseits auch als Bekenner eines lebendigen Gottes sehr revolutionäre Auffassungen von der Gesellschaft haben kann, sei nur beiläufig bemerkt. Die blosse Abstrahierung von einem göttlichen Lenker hilft uns hier nicht weit.

Wenn der Naturforscher bei seinen Untersuchungen die Gottidee beiseite lässt, so hat er dabei mehr im Auge, als die Vorstellung von der von aussen eingreifenden Macht los zu werden. Er will zugleich auch die ihm in der Erkenntnis der Gesetzmässigkeit der Erscheinungen hinderliche Idee der eingesetzten Zwecke los werden. Die Naturwissenschaft kennt keinen subjectiven Welt-

⁴⁾ Dem Schreiber dieses passierte es einmal, dass er an zwei Tagen hinter einander unversehens den Verbindungsfaden zerriss, der ein Spinnweb, das an einem Strauch hing, an einem andern befestigte, bezw. für die Spinne einen Weg zu diesem bildete. Am dritten Tage fand er den Faden nicht nur, wie am zweiten, wieder hergestellt, sondern auch mit einigen Quersäden mehr an dem Strauch befestigt wie zuvor. Hier lag unverkennbar Planmässigkeit, eine gewisse echte Künstlerschaft vor.

zweck, noch eingesetzte Zweckbeziehungen. Sie geht als Wissenschaft von keiner ästhetischen oder moralischen Rangordnung der Zwecke aus. Sie postuliert keine allgemeine Harmonie der Zwecke, ihr genügt die Feststellung gewordener particulärer Zweckbeziehungen. Sie erforscht deren Geschichte und Bedingungen, aber sie sucht die Einheit nicht im Zweck, sondern in der Gesetzmässigkeit der Erscheinungen. Sie erforscht die Notwendigkeit von Wirkungen aus gegebenen Thatsachen. Kurz gefasst, die Besonderheit der Naturwissenschaft ist die Erforschung der objectiven Causalitäten, und die naturwissenschaftliche Weltanschauung ist die Auffassung der Welt als Wirkung, und nicht als Zweck. Wenn somit das Wort naturwissenschaftliche Gesellschaftsauffassung mehr anzeigen soll, als die Abstrahierung von einem höheren Willen, so müssen wir seine Rechtfertigung in der Rangordnung erblicken, die bei ihr Ursache und Zweck gegeneinander erhalten, d. h. in der Auffassung der Gesellschaft als Wirkung, und nicht als Zweck.

Eine solche Auffassung ist sicher denkbar und als Leitfaden für eine geschichtliche Betrachtung hat sie sogar ihre grosse Berechtigung. Für die geschichtliche Betrachtung, die Sociogenie, um mich so auszudrücken, müssen die Zwecke gegen die Wirkungen zurücktreten. Mit Bezug auf die geschichtliche Entwicklung stellt die wissenschaftliche Forschung als entscheidend die Fragen: Warum? und Wie?, aber nicht: Wozu? Sie kann die letztere Frage schon deshalb nicht voranstellen, weil im geschichtlichen Verlauf die Zwecke die variablen und speciellen, die Wirkungen die fortlaufenden und generellen Factoren sind, die Zwecke nur Glieder bilden in der Kette der Ursachen bestimmter Erscheinungen oder Vorgänge. Die Gesellschaftsgeschichte ist durchaus objectiv. Anders, wo es sich um die pragmatische Gesellschaftsbetrachtung, die Sociologie im engeren Sinne, handelt. Hier stehen die Zwecke oder, zusammengefasst, der Zweck der Gesellschaft im Vordergrund. Von ihm aus, in ihrer Beziehung auf ihn werden die Ursachen und Wirkungen gewertet. Sie fragt in erster Reihe: Wozu?, ist wesentlich subjectiv.

Das ist der principielle Unterschied zwischen Gesellschaftslehre und Naturlehre. Dass er nur ein relativer ist, versteht sich von selbst. Es sei hierbei ganz davon abgesehen, dass Natur- und Gesellschaftslehre schliesslich nur Glieder sind der allgemeinen Weltlehre oder Weltauffassung, und es z. B. völlig auf diese ankommt, ob nicht der Naturentwicklung ebenfalls ein Zweck unterstellt wird, der keineswegs notwendig anthropocentrisch sein muss, nichts mit den Glaubenssätzen der Offenbarungsreligionen zu thun zu haben braucht. Aber wie in der aussermenschlichen Natur Zweckbeziehungen specieller Natur zwischen Tier und Pflanze z. B. und ihren Lebensgrundlagen eine grosse Rolle spielen und das Walten ihres mechanischen Principis verändern, so ist in den menschlichen Gesellschaften das subjective Princip des Zwecks der Einschränkung und Durchkreuzung durch objective Kräfte unterworfen. Es handelt sich hier um eine stufenartige Abgrenzung. Und zwar bildet die Gesellschaft als Ganzes jedesmal das Subject, dem seine Teilelemente (Individuen oder Gruppen) und ihr Eigenleben ähnlich als objective Kräfte gegenüberstehen, wie die es umgebende Naturwelt. Je unvermittelter Leben und Charakter der Gesellschaft durch dies Eigenleben ihrer Elemente bestimmt werden, umso mehr ist das Verhältnis dem Naturverhältnis ähnlich. Je stärker das Gesellschaftsleben sich differenziert und je reicher der Gesellschaftskörper sich gliedert, umso mehr

subjectivieren sich auch die Gesellschaften in ihren Zweckbestimmungen, ähnlich wie die pflanzlichen und tierischen Organismen. Da aber ihre Elemente bei alledem Subjectivitäten bleiben, d. h. Eigenleben haben, kann das Verhältnis des Gesellschaftskörpers zu seinen einzelnen Organen, so viel Analogie es auch mit dem des pflanzlichen oder tierischen Organismus zu seinen Teilen darbietet, doch nur gewisse formale Gesetze mit ihm gemein haben.

Wir haben oben hervorgehoben, dass mit dem Tier auch das Organ stirbt, d. h. seine Zellen sich zersetzen. Bei den menschlichen Gesellschaften aber heisst der Tod oder die Auflösung einer Gesellschaft noch keineswegs notwendig der Tod oder das Zugrundegehen ihrer Elemente. Hält man sich diesen Unterschied vor Augen, so begreift man sofort, warum eine naturwissenschaftliche Gesellschaftsauffassung nur innerhalb bestimmter Grenzen zulässig ist, jenseits deren sie zum logischen Unding wird.

II.

Wie kommt es aber, dass trotzdem geist- und kenntnisreiche Leute immer wieder darauf verfallen, eine naturwissenschaftliche Auffassung der Gesellschaft allseitig durchführen zu wollen?

Zwei Gründe oder Gedankenreihen scheinen mir hierfür massgebend.

Erstens ist es das Streben aller wissenschaftlichen Forschung, die objectiven Gesetze oder Principien zu ermitteln, nach denen sich das Leben oder die Entwicklung des Gegenstandes ihrer Betrachtung regelt. Solche objectiver Gesetze aber bezeichnen wir als Naturgesetze. Wie oben schon erwähnt wurde, unterstehen auch die menschlichen Gesellschaften, mögen ihre Einrichtungen noch so sehr vom subjectiven Gesellschaftszweck dictiert sein, dem Einfluss objectiver Kräfte; giebt es für die Wirkung letzterer Regeln, unter deren Einfluss sie den oder die jeweiligen vorgesteckten Zwecke der gesellschaftlichen Einrichtungen je nachdem durchkreuzen oder ganz vereiteln. Man kann insofern mit Fug und Recht von Naturgesetzen des gesellschaftlichen Lebens sprechen. Von da aus erscheint es von selbst gegeben, durch systematische Analyse und Synthese dieser Naturgesetze zu einer naturwissenschaftlichen Auffassung der Gesellschaft zu gelangen.

Der Fehler ist gewöhnlich nur, dass man, durch die Zweideutigkeit des Worts Natur verleitet, unversehens den einen Begriff desselben für den andern nimmt und so für naturwissenschaftlich hält, was nur in ganz speciellem Sinne naturgemäss ist, nämlich der Natur bestimmter Dinge oder Beziehungen entspricht. Wenn man von der primitiven menschlichen Horde absieht, die uns als Thatsache ohnehin unbekannt ist und nur in der Theorie als Ausgangspunct der Entwicklung menschlicher Gesellschaften genommen wird, sind diese Gesellschaften eben in dem Masse, wie sie sich complicierter gestalten, nicht Natur-, sondern Kunstproducte, und was ihrer Natur entspricht, ist darum noch keineswegs „natürlich“ im Sinne der Natur, mit der es die Naturwissenschaft zu thun hat. Naturgesetz und Naturgesetz ist hier zweierlei, mag die formale Analogie noch so gross sein. Die Synthese der Naturgesetze und der Erscheinungsformen eines Gegenstandes ist die Wissenschaft dieses Gegenstandes, und wenn dieser Gegenstand dem Reich der Natur angehört, so bildet die Wissenschaft von ihm einen Teil der Naturwissenschaft. Ist er aber ein Product menschlicher Thätigkeit, so gehört er insoweit nicht zur Natur, und seine Wissenschaft

ist nicht mehr Naturwissenschaft. So ist die Botanik Naturwissenschaft, die Agronomie aber nicht, so die Physiologie, aber nicht die Medicin, so endlich die Biologie, aber nicht die Sociologie, obgleich jedesmal die Entwicklungslinie von der erstgenannten Wissenschaft in grader Linie zur andern führt. Die Biologie ist Naturwissenschaft; sage ich „Biologie als Naturwissenschaft“, so spreche ich eine Tautologie aus. Sage ich aber „Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft“, so spreche ich entweder einen Widersinn aus, oder ich meine einfach die Wissenschaft von der Natur der Gesellschaft, und das ist schlechtweg Gesellschaftskunde. In diesem letzteren Falle ist der Zusatz ebenfalls tautologisch. Die Wissenschaft von der Natur der Gesellschaft ist Gesellschaftswissenschaft und weiter nichts.

Ein zweiter Grund für das Streben nach einer naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre liegt auf dem Gebiet der Tendenz. Die menschlichen Gesellschaften sind stets zu einem grossen Teil Kunstproducte, wenn auch ihre Ausbildung in langsamer geschichtlicher Entwicklung vor sich geht und bei ihrer Ausgestaltung und Weiterbildung der menschlichen Kunst — dem Willen — stets nur ein begrenzter Spielraum gelassen ist. Diese Kunst, deren Naturstoff jedesmal die vorgefundene Gesellschaft mit all ihren Ueberlieferungen bildet, ist zudem fehlbar und vom Interesse beeinflusst. Das Interesse der einen, das nicht notwendig grob-egoistischer Natur zu sein braucht, sondern auch sittlicher, doctrinärer oder religiöser Natur sein kann, billigt oder verlangt bestimmte Einrichtungen, denen das Interesse anderer sich widersetzt. Soweit man sich nun dabei nicht kurzweg auf den Willen oder das Interesse beruft, greifen die Beteiligten gern auf das Wesen der Gesellschaft selbst zurück und bekämpfen oder verteidigen die Neuerung unter Berufung auf dieses. Das führt dann weiter zur Untersuchung dieses Wesens selbst, das heisst der Natur der Gesellschaft, ihres Zwecks und ihrer Entwicklungs- oder Naturgesetze. Man will die Notwendigkeit der Erhaltung oder Aenderung von Einrichtungen aus solchen Naturgesetzen ableiten. Und da drängt sich der Analogieschluss auf die organische oder unorganische Natur, eben weil er so plausibel ist, geradezu von selbst auf.

Der Schluss auf die organische Welt, die Betrachtung der Gesellschaft nach Analogie der biologischen Organismen, wird gewöhnlich im Interesse der Erhaltung des Bestehenden oder der Bekämpfung zu radical befundener Aenderungen oder Aenderungsmethoden gemacht. Menenius Agrippa kann als typischer Repräsentant der einen, die positivistische Sociologie als der andern Tendenz dienen. Gelegentlich berufen sich aber auch sehr radicale Reformer auf das organische Princip, das ja heute den Evolutionsgedanken einschliesst und damit auch seine revolutionäre Seite hat.

Geht man einen Schritt weiter und zieht neben der organischen auch die unorganische Welt heran, so erhält man als allgemein regulierende Principien die Gesetze der Mechanik. Auch diese lassen sich auf das Leben der Gesellschaft anwenden, und, da sie allgemeiner sind, obendrein mit grösserer Ungezwungenheit, als die der Biologie. Es ist dabei weniger Zuflucht zu Analogiekünsteleien geboten, zumeist genügt blosse Reduction. Aber mit reducierten Elementen sind grössere Freiheiten möglich, und so kann man unter Zugrundelegung der Mechanik erst recht einander widersprechende Gesellschaftstheorien aufstellen.

Die Arbeit Ed. Sachers geht, soweit sie ihrem Titel gerecht zu werden sucht, von der Physiologie aus, um sich dann wesentlich auf die Mechanik zu stützen. Wir müssen nun zunächst bemerken, dass Sacher im ganzen von der naturwissenschaftlichen Beweisführung einen weit massigeren Gebrauch macht, als der Titel seines Buches, das Citat aus der Vorrede und andere Stellen seiner Schrift vermuten lassen. Ebenso besteht zwischen Inhalt und Titel auch darin ein Missverhältnis, als die Gesellschaft ausschliesslich unter dem Gesichtswinkel ihrer Wirtschaft behandelt wird, wie Sacher denn auch ihren Begriff rein ökonomisch definiert, als „Gruppe von Menschen, die durch Arbeitsteilung mit einander verbunden sind“. Es liegt auf der Hand, dass sich gegen diese Definition sehr viel einwenden lässt. Aber da Sacher für sie nicht Allgemeingültigkeit beansprucht, sondern mit ihr nur feststellen will, wie er in der vorliegenden Schrift das Wort verstanden zu wissen wünscht, so ist jeder Begriffsstreit überflüssig und genügt es, von der damit gegebenen Beschränkung des Begriffs — wir wählen absichtlich diesen Ausdruck — für die Kennzeichnung seines Standpuncts Notiz zu nehmen.⁵⁾ Von ihm aus wird die Anrufung des mechanischen Principis begreiflich, denn die Grundlage der Wirtschaft ist die Arbeit, und Arbeit ist stets Ausgabe von Energie, mechanischer Process. Hält man sich daran, oder beschränkt man sich darauf — denn auch hier liegt Beschränkung vor, da die menschliche Arbeit nicht lediglich mechanischer Process ist⁶⁾ — so lässt sich das ganze Wirtschaftsgetriebe als ein vielfach verzweigtes, gewaltiges mechanisches Triebwerk auffassen, und seine Teile und ihre Functionen und Kraftäusserungen können auf ihre Leistungen oder Bedeutung für die Dynamik des Ganzen berechnet bezw. gewertet werden. Für die Masseneinheit wird alsdann ein mechanisches Verhältnis genommen.

Das ist denn auch bei Sacher der Fall. Er ist, wie sich dies bei der Beschränkung seiner Reductionen auf Physiologie und Mechanik von selbst ergibt, strenger Vertreter der Arbeitswerttheorie. In Bezug auf das Wertproblem ist das naturwissenschaftliche Princip bei ihm am consequentesten durchgeführt. Um für den Arbeitswert eine absolut gültige, logisch und mathematisch unanfechtbare Formel zu finden, geht er auf die einfachste Form von Energieabgabe zurück, wie sie in der modernen Mechanik als Grössenmassungiert (d. h. der Energieaufwand, der erforderlich ist, um ein Kilogramm einen Meter weit aus seiner Lage fortzubewegen), und von der 424 auf ein Werk (Clausius) gehen, das des bequemeren Gebrauchs halber — zur Vermeidung zu grosser Zahlen — als Nenneinheit fungirt. Auf Grund des mechanischen Wärmegesetzes — Gesetz von der Verwandlung der Energie — kann man bekanntlich die in Nahrungsmitteln dem Körper zugeführte Energie ebenfalls in solchen Einheiten ausdrücken, und so lässt sich ein Massstab dafür finden, wieviel Energie ein normaler Mensch täglich verausgaben kann und wieviel er an

⁵⁾ Besser wäre vielleicht Ausgangspunct. Denn wie aus verschiedenen Stellen seines Vorworts ersichtlich, will Sacher keineswegs als Vertreter eines engen Oekonomismus gelten. Aber das Vorwort enthält auch Ausführungen, die einer naturwissenschaftlichen Auffassung der Gesellschaft direct widerstreiten, und doch will Sacher eine solche entwickeln. Es liegt eben hier der principielle Fehler seiner Schrift, das Substituieren von Teildefinitionen für das Ganze, vor.

⁶⁾ Kein Zweifel, dass jeder geistige Vorgang mit Energieausgabe verbunden ist. Aber die Energieausgabe, die in einem Kunstwerk culminiert, kann geringer sein, als die in eine Stümperei hineingesteckte Energie.

Energie in Form von Nahrungsmitteln dafür einnehmen muss, soll er sich gesund und leistungsfähig erhalten. Auch das Kleidungs- und Wohnbedürfnis — Schutz gegen zu grosse Wärmeabgabe — lässt sich auf diese Weise als mathematische Grösse berechnen, d. h. in Wärme- oder Arbeitseinheiten ausdrücken. Ebenso das Nahrungs- etc. Bedürfnis der Familienmitglieder des erwachsenen Wirtschaftsmenschen, sowie die Kosten seiner Versicherung gegen Krankheit, Alter etc. Aus dem Verhältnis des normalen Einnahmebedürfnisses und der normalen Energieausgabe, das Sacher auf 17 : 1 berechnet, ergibt sich für ihn ein Massstab für die Wirtschaftlichkeit menschlicher Arbeit. Arbeit, die nicht auf jedes bei ihr verausgabte Werk Energie mindestens 17 Werk in irgend einer Form gewinnt, bewahrt oder erspart, ist demnach als nicht wirtschaftlich zu betrachten.

Dies und eine Reihe von Entwicklungen, die der Verfasser daran knüpft, ist an sich sinnreich genug ausgearbeitet. Leider reisst jedoch der Faden folgerichtiger Entwicklung unerwartet schnell ab. Noch bei der Wertlehre in ihren einfachsten Anwendungen strauchelt der Verfasser in bedenklicher Weise.

In Anknüpfung daran nämlich, dass er auf Seite 14—15 dargelegt hat, dass der Durchschnittswirtschaftler — der „wirtschaftliche Mensch“, was auch den Arbeiter einschliesst — täglich 450 Werk auf wirtschaftliche Arbeit ausgeben kann, erklärt er auf Seite 28, der Tauschwert der Tagesarbeit eines wesentlich nur Muskelarbeit ausgebenden Wirtschaftlers sei durchschnittlich 450 Werk. Formal, rein mechanisch, wäre das allerdings das Aequivalent jener Arbeit. Nun wissen wir aber von ihm, dass der besagte Wirtschaftler, um normal existieren zu können, für seine Arbeit 17 mal mehr Energieeinheiten erhalten muss, als er auf sie ausgegeben. Danach stellte sich ihr Tauschwert nicht auf 450, sondern ganz offenbar auf 450 mal mindestens 17 = 7650 Werk. Die Energiemengen, die erforderlich sind, um den Wirtschaftler zur Ausgabe jener Menge wirtschaftlicher Arbeit zu befähigen, gehen in den Tauschwert seines Products bestimmend ein. Andernfalls kämen wir dahin, dass der Wert oder Preis der aufgewendeten Arbeitskraft ein Vielfaches des Werts der Arbeitsleistung bzw. des Products darstellte; was ganz ersichtlich ein Widersinn wäre.

An diesem einen Beispiel zeigt sich somit schon die Schwierigkeit, das mechanische oder kinetische Verhältnis auf Kategorien des gesellschaftlichen Lebens zu übertragen. Und doch stehen wir erst am Anfange, vor der elementarsten Formel, dem elementarsten Beispiel. Sacher stellt auf Seite 28 selbst fest, dass, so fundamentale Wichtigkeit sein Denkergebnis — die Auffindung des wirtschaftlichen Tauschwertmasses in der Energieeinheit — für die wirtschaftliche Theorie habe, es für die Praxis doch vorderhand nur von geringem Belang, das Wertmass nur auf jene Arten von Arbeiten anwendbar sei, bei denen vorzugsweise Muskelkraft und wenig Nervenarbeit in Betracht kommt, das ist landwirtschaftliche und einfachere Handwerks- und Fabriksarbeit.“ Soweit wären wir wenigstens bei derjenigen Arbeit, die Marx als einfache oder abstract-menschliche Arbeit bezeichnet. Indes ist es auch für sie nicht einmal richtig, dass die in der Arbeit verausgabte Energie ihren Tauschwert bestimmt, so dass dieser an der Energieeinheit sein Wertmass findet. Die Energieeinheit ist das Mass für die quantitative Muskel- oder Nervenleistung. Das ist alles. Das mechanische Aequivalent und das wirtschaftliche Aequivalent sind zwei ganz verschiedene Dinge.

Sacher sucht, wie schon bemerkt, die Arbeitswerttheorie bis zur äussersten Consequenz durchzuführen. Er geht darin so weit, dass er sogar die Einführung des Zeitmoments, wie Rodbertus sie mit der Bildung des Begriffs Zeitarbeitstag vollzogen, im Princip als unwissenschaftlich und ungenau verwirft und nur für die Praxis so lange gelten lassen will, bis die Physiologen die bei den verschiedenen Arbeiten durchschnittlich ausgegebene Energieeinheiten bestimmt haben, was wohl nach einigen Jahrzehnten der Fall sein werde. Aber angenommen, das Ziel sei erreicht, wird man dann, die Tauschwirtschaft vorausgesetzt, für die Wertbestimmung damit weiter sein, wie jetzt? Keineswegs. Mit der Ermittlung der verausgabten Mengen von Energieeinheiten ist nur die physiologische, aber nicht die ökonomische Gleichung vereinfacht. Beim Tausch oder Kauf und Verkauf wird nach ganz anderen Grundsätzen gewerthet, wie nach Mengen aufgewendeter Energie. Die Qualificierung von Arbeiten kann bei quantitativ gleichem Muskel- und Nervenaufwand grundverschieden sein, weil moralische, ästhetische und weitere socialpolitische Factoren mit hineinspielen. Nicht Ausgabe von Energie schlechtweg constituirt wirtschaftliche und je nachdem wertschaffende Arbeit sondern Energieausgabe in bestimmter Form und Anordnung: Energieausgabe in zweckmässiger Form und zweckmässiger Bestimmung.

Sacher ist sich denn auch dessen bewusst, dass nicht nur sein „naturwissenschaftlicher Wertbegriff“, von dem er ausgeht,⁷⁾ sondern auch sein specieller Tauschwert eine Abstraction von der heutigen Wirklichkeit ist.

Dieser naturwissenschaftliche Tauschwert wird heute nicht realisiert, und zwar nach Sacher vornehmlich, wenn auch nicht ausschliesslich, unter der Rückwirkung der Verallgemeinerung des Zinses, bezw. des Wucherrechts. Mit der Erlaubnis des Zinsnehmens haben die Gesetzgeber den verhängnisvollsten Schritt wider die „tauschwertgemässe Bezahlung der Arbeit“ gethan. Wohl habe die Erlaubnis des Zinses für gewisse Verhältnisse ihre Berechtigung gehabt und vorteilhaft gewirkt, und noch heute sei in bestimmten Fällen der Zins wirtschaftlich fördernd. Aber im allgemeinen überwiegen die schädlichen Rückwirkungen des Zinses, der einen ungeheuren, sich ständig mehrenden Tribut auf die Wirtschaftsthätigkeit bilde, diese in falsche Bahnen lenke — zur Ueberproduction in kurzfristig lohnenden, zur Ablenkung von den erst in längerer Zeit sich bezahlenden Arbeiten — dadurch Krisen hervorrufe oder verschärfe, zur Herabdrückung des Arbeitslohns, Ausdehnung der Arbeitszeit führe, überhaupt die Volksmasse verelende.

Das Sachersche Buch ist in der Hauptsache eine Streitschrift gegen den Zins, mit vielen Uebertreibungen,⁸⁾ aber auch vielen von den Verteidigern des Zinses gern übersehenen Wahrheiten über die Kehrseite der Zinswirtschaft. Man darf sich jedenfalls nicht leichtthin damit über den Zins hinwegsetzen, dass man ihn schlechtweg für ein Stück des Mehrwerts erklärt, das in Wegfall komme,

7) Er definiert ihn so: „Der absolute Wert eines Dinges besteht in der gesamten ihm innewohnenden Energie.“ (pag. 25.) Eine Abstraction nicht nur von allem Tausch, sondern auch von aller Wirtschaft.

8) Auf Seite 277—78 erzählt Sacher, dass England derzeit auf 38 Millionen Einwohner 2 Millionen Almosenempfänger zähle, davon eine Million Arbeitsfähiger. Thatsächlich war der Durchschnitt der Almosenempfänger des ganzen Vereinigten Königreichs, wie am 1. Januar jedes Jahres gezählt wurden, in den letzten zehn Jahren rund eine Million, davon 180000 Arbeitsfähige. Die Sommeraufnahmen (1. Juli) ergaben 50/100 Durchschnittsverminderung gegen die Winterzahlen.

wenn der Mehrwert aufhöre, bis dahin aber ein Object des Streits zwischen Unternehmer und Geldcapitalist sei, an dessen Regelung die Arbeiterclassen kein Interesse habe. Es handelt sich dabei doch um etwas mehr. Zins wird auch in enormen Mengen erhoben oder gezahlt, wo es sich direct um Belastung der Allgemeinheit zu gunsten von Capitaleignern handelt, die, bei weniger gleichmütiger Beurteilung der Sache, vermieden werden könnte. Zins heckt Zins, resp. neue Zinsansprüche und wirkt so verzögernd auf die sociale Entwicklung, ist überhaupt in vielfacher Hinsicht ein Conservierer von Ausbeutungsverhältnissen und des auf ihnen beruhenden Wirtschaftssystems.

So viel wird man Sacher principiell zugeben müssen, auch wenn man, wie der Schreiber dieses, seiner Beweisführung in vielen Einzelheiten widersprechen muss. Sie ist da durchaus tendenziös, schiebt kurzerhand dem Zins zur Last, was auf viele Ursachen sich verteilt, und widerspricht sich nicht selten. Wir können aber auf diese Punkte hier ebenso wenig eingehen, wie wir die verschiedenen treffenden Bemerkungen Sachers über den Gegenstand verzeichnen können. Darum nur noch die Bemerkung, dass der Verfasser an zwei, sehr leicht verständlichen Figuren den Güterumlauf veranschaulicht, wie er sich nach ihm a) im Wirtschaftsorganismus, der Zins erlaubt, vollzieht, und b) im Wirtschaftsorganismus, der keinen Zins gestattet, vollziehen würde.

Fragen wir, wie sich Sacher die Erreichung des ihm vorschwebenden Ziels, der zinsfreien Wirtschaft, vorstellt, so stossen wir auf eine seltsame Mischung radical staatsocialistischer und specifisch proudhoristischer Vorschläge. Der Handel soll verstaatlicht, der Bodenverkehr staatlich überwacht werden (amtliche bezw. gerichtliche Festsetzung der Bodenpreise und Pachtsätze; sowie Enteignung und gegebenenfalls Verstaatlichung ungebaut gelassenen Bodens). Das Recht des Arbeiters auf den Gegenwert seiner Arbeitsleistung soll durch Feststellung des wirtschaftlich genauen Tauschwerths der gebräuchlichsten Lohnarbeiten und Festsetzung darauf begründeter Mindestlöhne gesichert werden. Ausserdem soll der Staat durch Uebernahme von Betrieben, Gewährung von Staatscredit an einzelne Wirtschaftler oder Genossenschaften, starken Rechtsschutz der Käufer und allmähliche gesetzliche Einschränkung des Zinsfußes, den Rechtsgedanken des gesamtwirtschaftlichen Principes, gegenüber dem jedes Einzelinteresse zurückweichen muss, zur Durchführung bringen. Aus der Gesetzgebung aber muss, damit die Ausdehnung der Staatsgewalt nicht als Gefahr für die Freiheit des Wirtschaftlers erscheint, jedes einzelne Interesse entfernt werden. Die gesetzgebende Gewalt darf „nicht vom einzelwirtschaftlichen Princip“ geleitet werden.

Es ist wenig unter diesen Vorschlägen, wogegen man vom socialistischen Standpunct aus grundsätzlich Widerspruch erheben könnte; was fraglich ist, ist nicht der ihnen zu Grunde liegende Rechtsgedanke, sondern die Zweckmässigkeit des Weges zu seiner Verwirklichung. Wohin alle diese Massregeln streben, ist auf den ersten Blick ersichtlich; ob sie aber in Wirklichkeit in dem vermuteten Sinne wirken würden, ist weniger zweifellos. Der Verfasser will das gesamtwirtschaftliche Princip, wie er es nennt und das er zu betonen nicht müde wird, zum Siege führen, durch seine Verwirklichung die höchste Productivität für die Gesamtwirtschaft erzielen. Wären aber z. B. staatlich fixirte Bodenpreise das rechte Mittel dafür? Die Erfahrungen, die wir von solchen haben, sind dürftig und geben, so weit sie vorliegen (Irland), noch

keine völlig befriedigende Antwort. Was es mit dem naturwissenschaftlichen Arbeitswert auf sich hat, haben wir oben gesehen. Er ist eine Abstraction, bei der viele Elemente beiseite gelassen werden, die heut schon als Culturbedürfnisse in die Bestimmung des Arbeitslohns eingehen, und der keineswegs einen soliden Massstab abgiebt für das, was der Verfasser mit der Forderung meint, die den Abschluss seines Buches bildet: „Regelung der Verteilung der Arbeitsproducte nach der geleisteten Arbeitsgrösse.“

Bei aller Anerkennung vieler trefflicher Einzelheiten seiner Schrift und der ihr zu Grunde liegenden socialen Denkweise, können wir sie so it doch nicht als Ganzes unterschreiben. Als Theorie entbehrt sie zudem des einheitlichen Gedankenganges. Entwicklungen auf Grund des eingangs auseinandergesetzten mechanischen Principes wechseln mit gewöhnlichen Wirtschaftsbetrachtungen utilitaristischer Natur. Und so edel das Rechtsprincip ist, das der Verfasser am Schluss entwickelt, so passt es doch zu einer naturwissenschaftlichen Gesellschaftsauffassung, wie die Faust aufs Auge, hat mit ihr keinen innerlichen Zusammenhang. Die consequente Anwendung des naturwissenschaftlicher Principes auf die Gesellschaft führt notgedrungen zum extremen Manchesterthum; das „freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte“ ist die der Mechanik der Natur nächstverwandte Mechanik der Gesellschaft. Selbstverständlich kann man auch eine andere Mechanik der Gesellschaft aufstellen, abzielend auf eine zweckbewusste Organisation und Verwertung ihrer Kräfte, und wird dabei von einem Teil der Sacherschen Entwicklungen guten Gebrauch machen können. Aber die hat dann mit der Mechanik oder Wirtschaft der Natur nichts gemein, als das technologische Rohmaterial.

Zwischen Ostern und Pfingsten.

Von

Richard Dehmel.

(Ueberlingen.)

Und jeden Abend kannst du so aufatmen.
 Du horchst ins Dorf hin, was die Glocken wollen,
 du gehst ins Freie,
 der Rauch der Hütten umarmt die Eichenkronen:
 auf, Seele, auf!

Heut aber weht noch heimlich ein Echohauch
 unter den knospenvollen Wipfeln nach:
 ins Freie — ewig einst ins Freie,
 wie dort der Vater mit seinem Kindchen Ball spielt.

Und über mir, lichtgrün im Blauen,
 spielt eine Birke
 mit einem strahlend blühenden Ahorn Braut.

Die Bedeutung der Rasse für die Cultur.

Von

Giovanni Lerda.

(Genua.)

Zu den Argumenten, die gegen die Durchführbarkeit des Socialismus — von seiner ökonomischen Möglichkeit abgesehen — geltend gemacht werden, gehört auch die Lehre von der wesentlichen Verschiedenheit der Rassen, aus denen sich die Bevölkerung der Culturstaaten aufbaue. Nach dieser Lehre wären unsere Classenunterschiede nur der sociale Ausdruck der anthropologischen Differenzen.

Diese Anschauung ist so alt, wie die Unterjochung eines Volkes oder Stammes durch einen anderen. Aus politischen Gründen impften die Sieger den Glauben an ihre Ueberlegenheit, an ihren absoluten höheren Wert den Besiegten ein, um schliesslich selbst einer Art Autosuggestion zu unterliegen und sich für anders und edler geartet zu halten. Das Christentum verkündete wohl die einheitliche Abstammung des Menschengeschlechts, ohne aber einem Vorurteil Abbruch thun zu können, das in der politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft einer Classe begründet war und ihr zur Stütze diente. Von seiner Gleichheitslehre blieb nur die „Gleichheit vor Gott“. Erst die Aera des Bürgertums und der freien Forschung schien theoretisch und praktisch mit der Lehre einer angeborenen Superiorität aufräumen zu sollen. Sobald aber die Bourgeoisie ihre Herrschaft angetreten hatte, zögerte sie keinen Augenblick, sie auch mit derselben Waffe zu verteidigen; als aus der Masse des Volkes die Forderung kam nach einer praktischen Verwirklichung der mit Worten verherrlichten Gleichheit, erschien das alte Vorurteil wieder in neuem Gewände.

So fanden sich in den Südstaaten Americas, als es galt, die Sklaverei der Neger gegen die ihr feindlichen Ideen- und Interessenströmungen der Nordstaaten zu verteidigen, Naturforscher, wie Nott und Giddon, die die Neger jeden Fortschritts unfähig erklärten, oder, wie Agassiz, die Einheit der Abstammung der Menschen leugneten, um den Weissen als der höher stehenden Rasse das Recht zuzusprechen, sich die tieferstehenden Rassen dienstbar zu machen¹⁾, ein Recht, das George Fitz Hugh den Angelsachsen auch gegenüber den einwandernden Deutschen und Irländern zugestanden wissen wollte.²⁾ Und auch heute sehen wir, dass die Bourgeoisie angesichts des Vordringens des Proletariats bei der Wissenschaft die Sanction ihres Widerstandes sucht und zu finden vorgiebt.

Die alten Argumente zur Verteidigung der Classenherrschaft haben freilich keine Wirksamkeit mehr. Zu viel Licht hat sich schon über die Welt ergossen. An Stelle des Glaubens und stumpfer Ergebenheit ist die — mehr oder weniger klare — Erkenntnis der socialen Ziele, eine Forderung nach socialer Gerechtigkeit getreten. Und so ist die Kampfweise anders geworden. Auf allen Gebieten des Gedankens sehen wir eine heimliche, stille, aber unablässige Arbeit, die darauf ausgeht, die Consequenzen der wissenschaftlichen Errungenschaften und der politischen Freiheit für die Masse aufzuheben. Der so vielgenannte Brunetière stellt nur den crassesten Ausdruck dieses Bestrebens dar; hinter ihm steht eine mehr oder weniger organisierte und bewusste Phalanx, welche im Namen des Gefühls die revolutionäre Wissenschaft bekämpft, die drohend vordringt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Interesse die herrschende Classe dahin führt, die intellectuelle Hebung des Proletariats zu verhindern. Die Bourgeoisie will keine über-

¹⁾ Vergl. Mondaini: *La Questione dei Negri*. Turin, 1898; pag. 177 u. ff.

²⁾ Reports of the inspectors of factories. Virginia, 31. Oct. 1854—64. Angeführt von Loria in seiner *Analisi della Proprietà capitalista*. Turin; Bd. II, pag. 104.

die Grenzen ihres eigenen Vorteils hinausgehende Volksbildung und ist bereit, eine officielle Wissenschaft zu begünstigen, wie sie eine offizielle Schule erhält, ja, vielleicht ist der Tag nicht fern, wo sie — als reuige Sünderin — das Dogma und die Kirche anrufen wird, um ihre Classencultur vor den vordringenden „modernen Barbaren“ zu schützen.

Einstweilen finden sich Anthropologen, wie Lapouge in Frankreich, Ammon in Deutschland, Galton in England, die im Namen ihrer Wissenschaft eine Rechtfertigung des Classenstaates versuchen. Betrachten wir die Darlegungen des intransigentester Vertreters, Vacher de Lapouge³⁾, so finden wir in anderer Form Argumente wieder, die schon oft bei dem Widerstreit wirtschaftlicher und politischer Interessen den Herrschenden Handlangerdienste geleistet haben.

Nach Lapouge hat jede Rasse (im anthropologischen Sinne des Wortes) bestimmte intellectuelle und moralische Charaktere, die durch den Einfluss der Umgebung und Erziehung keinerlei Umwandlung erfahren und erfahren können. Eine Rasse, die der blonden Dolichocephalen, repräsentiert den menschlichen Typus par excellence (den Uebermenschen), und ihren Vertretern allein danken wir die antike Cultur, sowie alles, was noch an Grossem in der modernen occidentalischen Civilisation existiert. Die anderen anthropologischen Typen, die die Mehrheit der europäischen Bevölkerung ausmachen (braune Dolichocephalen, braune Brachycephalen und blonde Brachycephalon) stellen absteigende Stufen des Menschengeschlechts dar, deren Vertreter in keiner Weise sich geistig und sittlich erheben können. da keinerlei Einfluss der natürlichen Umgebung sie zu verändern vermag; viel weniger des socialen Milieus und der Erziehung. Die Erziehung ist nur im stande, den primitiven moralischen Gehalt zu verkehren und so die Zukunft der Cultur zu gefährden. Man sieht, Lapouge führt gegen seine minderwertigen Rassen alle die Argumente an, die die Weissen der Vereinigten Staaten gegen die Neger brauchen. Die geistige, sittliche und gesellschaftliche Minderwertigkeit der Neger wird dort täglich in Zeitschriften und Büchern bewiesen, und sicher ist der Tag nicht fern, wo die Republik ihnen die bürgerlichen und politischen Rechte wieder nimmt, die sie ihnen an einem kritischen Zeitpunkte ihrer Geschichte eingeräumt hat. Ist der Neger eliminiert, so kommt die Reihe an die anderen Rassen, die den americanischen Boden überschwemmen, an die Irländer, Italiener, Deutschen etc., bis allein das Yankeeblut die Herrschaft behält. Die — offenkundige oder geheime — Tendenz in Europa wie in America ist die, unter dem Vorwand ihrer organischen Inferiorität den unterworfenen Classen (oder Rassen) die Möglichkeit zu nehmen, mit den herrschenden zu concurriren oder auch nur ihrer Macht Abbruch zu thun.

Dabei vergessen die Weissen, die heute vorgeben, ein Abgrund trenne sie von den Negern, und die dafür, wie viele moderne americanische Autoren, deren Mangel an moralischem Gefühl, die hohe Verbrecherfrequenz, die Rückkehr zu gewissen barbarischen Gewohnheiten, die geringe Stetigkeit ihrer Charaktereigenschaften und ihre kaum mittelmässige geistige Begabung anführen, wie es um die Sittlichkeit, Gesittung, den Charakter und die Intelligenz der europäischen Völker im Mittelalter stand. So heisst es in der Froissartschen Chronik, dass ein Reisender im Jahre 1136 die Schotten als Wilde bezeichnet.⁴⁾ Und England selbst, das jetzt sich einbildet, an der Spitze der Culturstaaten zu stehen, bot vor nur zwei Jahrhunderten kein anderes Bild, als die anderen europäischen Länder: Zustände, die unseren Augen als barbarisch erscheinen, einen Schauplatz der brutalsten Leidenschaften und der gemeinsten Verbrechen, die straflos blieben, und durch das Recht des Stärkeren sanctioniert wurden.⁵⁾

³⁾ Vergl. namentlich: Les selections sociales. Paris, 1896.

⁴⁾ Histoire générale. Paris, 1896; Bd. VII, pag. 862—873.

⁵⁾ Les Chroniques de Froissart. Paris, 1835; Bd. II, pag. 315. Angeführt von Buckle.

Die Europäer vergessen, dass ihr Fanatismus, ihre Roheit und Habgier gerade in America die Cultur der Inkas und der A teken zerstört hat, dass ihr Interesse sie noch heute dazu führt, die Vernichtung ganzer Völker durch Alkohol und Opium gutzuheissen.

Ferner scheint man die Geschichte der americanischen Neger und die äusseren Entwicklungshemmungen, gegen die sie zum Teil noch heute ankämpfen müssen, ignorieren zu wollen. Seit dem Jahre 1562, in dem Sir John Howkins im Verein mit dem Lord Dudley und dem Grafen Pembroke unter dem Patronat der christlichen Königin Elisabeth den Sklavenhandel organisierte, sind die armen Neger von der furchtbarsten Knechtschaft und der erschöpfendsten Arbeit gedrückt worden, so dass selbst im alten Rom Beispiele fehlen von ähnlich strengen Gesetzen, wie sie in einigen der americanischen Staaten herrschten, Gesetze, von denen Mondaini sagt, sie wären von dem Gedanken eingegeben worden, dass die Vertierung der Sklaven besser geeignet ist, seine Ketten fest zu schmieden, als die Peitsche. Es standen schwere Strafen darauf, einem Sklaven Beschäftigungen anzuweisen, die auch nur die geringste Bildung erforderten, oder ihn Lesen und Schreiben zu lehren, und in den Süd-Carolinen trafen barbarische Strafen jeden Neger, ob er Sklave war oder nicht, der lesen lernte.⁶⁾ In solcher Lage befanden sich die Neger der Vereinigten Staaten, namentlich des Südens, bis zum Tage ihrer Emancipation, der sie nicht nur plötzlich frei und unabhängig machte, sondern ihnen dieselben bürgerlichen und politischen Rechte verlieh, wie den Weissen.

Dieser plötzliche Uebergang, der in erster Linie durch wirtschaftliche Gründe bestimmt wurde, aber an dem auch jene ideologischen Principien Anteil hatten, deren Verfechtern es stets an einem richtigen Verständnis für die Erscheinungen des Gesellschaftslebens gebricht, war ein Fehler, denn es war unmöglich, dass von einem Tag auf den andern das verkümmerte und stumpfe Hirn des Sklaven dem des Weissen gleichwertig wurde, dem äussere Umstände eine viele Generationen dauernde Erziehung haben zu teil werden lassen. So war ein grosser Unterschied des Niveaus unvermeidlich, der freilich durch die Intoleranz, Abneigung und Verachtung, die man den Schwarzen in fast allen Staaten entgegenbrachte, noch vermehrt wurde. Nur in einigen Staaten des sogenannten schwarzen Gürtels ist die Antipathie, ja der Abscheu gegen den Neger vermindert, aber auch da hemmt das wirtschaftliche Uebergewicht der Weissen die Entwicklung der schwarzen Bevölkerung in hohem Grade.⁷⁾

Trotz alledem haben die Neger, denen erst seit zwei Generationen die Möglichkeit gegeben ist, sich zu entwickeln, zahlreiche Beweise ihrer socialen Tüchtigkeit geliefert. Gerade diese ist ihnen oft von Psychologen und Anthropologen abgesprochen worden. Besonders die Neger der Südstaaten haben sich die Principien der Cooperation und Association ausserordentlich schnell angeeignet, sie haben in hohem Masse die Fähigkeit bewiesen, Ersparnisse zu sammeln, wie die Geschichte der Freedman's Saving Bank zeigt,⁸⁾ einer Bank, die ausschliesslich die Ersparnisse der kleinen Leute der Negerbevölkerung aufnahm und im Jahre 1871 die stattliche Summe von über 7 Millionen Dollars in Depot hatte. Auch in der Verwendung der erworbenen Capitalien haben die Neger Beweise von Intelligenz und praktischem Sinn gegeben. Sie trieben Ackerbau, Industrie und Handel. Im Jahre 1891 wurde der Wert der von den Schwarzen besessenen Immobilien auf 9 Millionen Dollars geschätzt, der der Mobilien auf 3 Millionen, 1894 betrug die ent-

⁶⁾ Vergl. Westermarck: La condizione legale degli schiavi neri negli Stati Americani. Nuova Rivista Italiana di Sociologia. 1897. Heft II.

⁷⁾ Vergleiche das ganze zweite Capitel des II. Teils des angeführten Werkes von Mondaini.

⁸⁾ Vergl. den Aufsatz von Tricocher im Journal des Economistes vom 15. August und 15. September 1894.

sprechender Werte 11 und $3\frac{1}{2}$ Millionen Dollars. In den 1889 und 1891 gemachten Erhebungen des Tradesman, des Organs der Industriellen von Chattanooga, wo durch Umfrage Material über die Brauchbarkeit der Schwarzen als Arbeiter gesammelt werden sollte, finden sich viele für die Neger sehr günstige Antworten, die ihre beständigen Fortschritte beweisen.⁹⁾ Aber das ist nicht alles. Im Jahre 1894 gab es in den Vereinigten Staaten über 60 Zeitungen, die von Negern redigiert, geschrieben, herausgegeben und gedruckt wurden, unter ihnen Blätter von Bedeutung, die beträchtlichen Einfluss auf die öffentliche Meinung haben, und das alles trotz der Verachtung, mit der die Weissen die Neger verfolgen, trotz der Uebergriffe und Gewaltthaten, mit denen man sie von allen höheren Stellungen auszuschliessen sucht. Die Zeitungen sind frei von jeder Phrasendrescherei, klar und methodisch in der Behandlung. Man rühmt den Negern die Fähigkeit nach, gewandt und ohne Vorbereitung zu sprechen, manche zeichnen sich durch wirkliche Beredsamkeit aus. Die Commission, die bei den Prüfungen an der Universität Atlanta zugegen war, berichtet, dass „jede Phase des Examens ein neuer Beweis war für die Falschheit der oft gehörten Behauptung, die Neger seien unfähig, einen hohen Grad intellectueller Cultur zu erreichen.“¹⁰⁾ Es mögen noch einige Neger genannt werden, die sich in Kunst und Wissenschaft hervorgethan haben. Es sind dies der Bildhauer E. Lewis Greener, Professor der Rechte an der Harvard University, der Historiker Geo. Williams, R. Smoll und F. Douglas, die wegen ihrer Vorträge und schriftstellerischen Leistungen bekannt sind, der Astronom Bennecker, Derham, einer der bedeutendsten Aerzte in New-Orleans und der als Mathematiker bedeutende Thomas Fuller.

Auch andere geschichtliche Ereignisse liegen nicht weit zurück, die beweisen, welcher Einfluss den äusseren Umständen zukommt, mit denen wir Stämme variieren sehen, ohne dass ethnische Verschiebungen von Bedeutung eingetreten wären. Man denke an die Araber, ein rohes, ungebildetes Volk, das im VII. Jahrhundert Persien, im VIII. Spanien, im XI. das Reich Dahomey und vorübergehend Indien eroberte und sich wesentlich auf diesen Eroberungszügen veränderte und entwickelte, Reichthümer erwarb und mit ihnen die Möglichkeit weiterer Culturfortschritte; ein elendes unwissendes Hirtenvolk, haben sie unter günstigen Verhältnissen Reiche gegründet, Städte, Bibliotheken, Schulen geschaffen und Spuren ihrer Culturarbeit hinterlassen, die wir noch heute in Spanien, in Bagdad und Delhi finden.

Dasselbe liesse sich von den Italienern von heute sagen: im Vaterland zeigen sie sich fast zu jeder Weiterentwicklung unfähig, unter dem wirtschaftlichen, politischen und moralischen Druck einer herrschenden Classe, der selbst die Fähigkeit zur Förderung ihrer eigenen Interessen abgeht. In Süd-America dagegen und vor allem in Argentinien haben sie so grossen Einfluss erlangt, dass in diesen Landschaften zweifellos in nicht ferner Zeit die italische Rasse die Vorherrschaft haben wird, weil ihr das dortige Milieu die Möglichkeit giebt, eine ihrer Arbeitsamkeit, Thatkraft und Intelligenz entsprechende Macht zu erobern.

Wir leugnen durchaus nicht, dass der Charakter einer Rasse, die eine zahllose Reihe von Generationen hindurch unter gegebenen äusseren Bedingungen gelebt hat, eine gewisse Stetigkeit der geistigen Eigenschaften erlangt, die sehr schwer den Eigenschaften einer anderen Rasse Platz machen würde. So ist der Chinese in seinem Denken, seinem Gefühl

⁹⁾ Eine lange detaillierte Darlegung der Entwicklung der Neger in America giebt Mondaini im I. Capitel des II. Theils der angeführten Arbeit. Interessante Aufschlüsse finden wir ferner in Appletons Popular Science, Juli 1899 (The race problem in the U. S. A., von B. T. Washington, einem Neger) und im Bulletin of the Department of Labor Washington, Mai 1899 (The Negro in the Black Belt, some social sketches). Hier wird dargelegt, wie die Entwicklung der Neger Hand in Hand geht mit ihrem Verlassen der kleinen Ortschaften und dem Zuzug in die grossen industriellen und commerciellen Centren.

¹⁰⁾ Siehe den Bericht von J. E. Brown, Atlanta; 1871.

und seiner ganzen Lebensauffassung das Product der speciellen Entwicklungsbedingungen der Rasse, die ihm gewisse Eigentümlichkeiten eingepflanzt haben, die ihn z. B. vom Angelsachsen unterscheiden, so dass man mit Bestimmtheit annehmen kann, dass auch, wenn die Chinesen die Ursachen eliminierten, die sie in ihrer socialen und individuellen Entwicklung aufgehalten haben, der Typus der chinesischen Cultur immer von dem europäischen abweichen würde. So ist es vielleicht eine Illusion, wenn die Europäer glauben, sie hätten Japan civilisirt; sie haben dem Lande gewisse Culturelemente gebracht, aber Industrie, Wissenschaft, Kriegstechnik machen nicht die Cultur eines Landes aus. Dieses ganze Instrumentarium von Objecten und Ideen kann nicht die Art des Denkens und Fühlens eines Volkes umwandeln; diese ist das Product der Erziehung von Jahrhunderten.

Aber das schliesst die Einheit der menschlichen Psyche nicht aus, schliesst nicht aus, dass alle Rassen, wenn auch in verschiedener Form in den verschiedenen socialen Einheiten, die Potentialität erlangt haben, sich unter günstigen äusseren Bedingungen weiter zu entwickeln und höhere Stufen sittlicher und intellectueller Tüchtigkeit zu erreichen.

Immer finden wir den moralischen und intellectuellen Fortschritt der Menschheit an zwei Factoren gebunden: einen statischen, der gegeben ist durch die im Laufe der Entwicklung erreichte Potentialität des Organismus für die Entfaltung der höchsten Lebensfunctionen, und einen dynamischen, den die durch die Umgebung dem Organismus gebotenen Entfaltungsbedingungen bestimmen.

Lapouge leugnet die Existenz dieses dynamischen Factors, wie er den jeweilig erreichten Grad der Potentialität nur durch die gegebenen Rassencharaktere bestimmt sein lässt, die von den äusseren Verhältnissen nicht modificirt und nur durch die Auslese mehr oder weniger rein zum Ausdruck gebracht werden können.

So kommt Lapouge zu folgender Behauptung, die die Krönung eines logischen Gebäudes bildet, das die Superiorität seiner herrschenden Classe als angeboren darthun soll: „Der gebildete Mensch hat kein grosses Gehirn, weil er gebildet ist, sondern er ist gebildet, weil er mit einem grösseren und leistungsfähigeren Gehirn geboren ist.“

Nimmt man an, dass ein grosses Gehirn im Stande sei, grössere Kenntnisse zu fassen, so muss man eine Correlation und gegenseitige Abhängigkeit annehmen zwischen dem Organ und seiner Function. Diese Correlation und Abhängigkeit fehlen aber vollständig, wenn man die Theorie von Lapouge gelten liesse, nach der der Mensch jeder Entwicklung unter dem Einfluss der äusseren Umgebung unfähig wäre. Weismann, der zuerst die Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften bestritt, nimmt doch wenigstens an, dass der Gedanke und das Gefühl von jeder organischen Entwicklung unabhängig seien; wie aber kann Lapouge behaupten, dass die intellectuellen Fähigkeiten vom Umfang des Gehirns abhängen, ohne zuzugeben, dass die grössere Entwicklung des Gehirns bedingt sei durch die beständige Uebung im Denken, die von den besonderen Existenzbedingungen abhängt, unter denen sich die Menschheit oder eine Rasse oder ein Individuum befinden hat oder befindet? Wenn man nicht die directe Schöpfung der Seele — im theologischen Sinne — gelten lassen will oder die indirecte Schöpfung durch eine ewig gleiche Keimzelle, die nur ihre Qualitäten in „praestabilerter Weise“ entwickelt — wie Naegeli und Weismann —, so sehe ich nicht ein, wie man in Abrede stellen kann, dass die organische und functionelle Entwicklung ihre Ursache in den Verhältnissen der Umgebung gehabt habe.

Negiert man jeden vererbaren Einfluss der Function auf das Organ, so verzichtet man meines Erachtens auf jede Möglichkeit einer wissenschaftlichen Interpretation der vom Menschen erreichten geistigen Entwicklung, ja, man steht dem Instinct der Tiere ohne jede Erklärung gegenüber.

Auf den Stimulus eines Bedürfnisses, angesichts einer Gefahr reagiert der Organismus und führt die Acte aus, die zur Befriedigung des Bedürfnisses, zum Entrinnen aus der Gefahr führen, und diese bewusste (oder halbbewusste) Bewegung vollzieht sich in der der Erhaltung der Existenz oder der Integrität des Organismus möglichst zweckmässigen Weise. Wird sie mehrere Generationen hindurch unter dem Reiz desselben Bedürfnisses oder derselben äusseren Verhältnisse wiederholt, so modificiert sie die bei ihrem Zustandekommen functionierenden Centren und wird instinctiv und erblich. Der Instinct ist das Ergebnis der Wiederholung eines Actes, der anfangs mit Bewusstsein ausgeführt wurde. Die Verwandlung des Bewussten in Unbewusstes kann sich nicht vollziehen, ohne dass eine Veränderung des Nervensystems damit Hand in Hand ginge, d. h. nicht ohne einen aufbauenden und erziehenden Process der Nervencentren, die bestimmt sind, dem Act automatisch vorzustehen. Die Bewusstheit hört auf, sobald sich diese Leitung und Coordination gleichsam materialisiert hat durch die Schaffung eines besonderen Organs. Ist dies gebildet, so functioniert es automatisch, ohne Mithilfe des Bewusstseins und des Gedankens, aber jeder weitere Act des Bewusstseins oder Intellekts, also jeder weitere Act, der sich selbst empfindet und denkt, hat eben darum die Tendenz, das Organ zu verändern, weil ein bewusster Act immer durch neue Reize und neue Eindrücke auf die sensorisch-motorischen Centren oder auf die Hemisphären des Gehirns ausgelöst wird.

Das Bewusstsein ist allen Tieren gemein. Bei den niederen ist es fast unpersönlich und hat seinen Sitz im Rückenmark, aber in dem Masse, wie neue und complicierte Eindrücke möglich werden, veranlassen sie die Bildung der cerebralen Centren, die der niederen sensorisch-motorischen vorstehen und der Sitz der höchsten geistigen Fähigkeiten sind.¹¹⁾ So sehen wir, dass die elementaren notwendigen Lebensfunctionen sich ohne Mithilfe des Gehirns vollziehen. Ja, noch mehr, wenn wir die täglichen Handlungen betrachten, die den grössten Teil unserer Existenz ausfüllen, finden wir, dass sie sich ohne jede intellectuelle Anstrengung vollziehen und eine Art Mittelform zwischen automatischen und von der Intelligenz bestimmten Bewegungen bilden. Diese Mittelform ist im menschlichen und tierischen Leben viel häufiger, als man annimmt. Das Vorurteil des freien Willens trägt dazu bei, die Illusion zu erhalten, als handle es sich um Acte, die von unserem Willen abhängen, während sie das notwendige unbewusste Ergebnis der Bedingungen sind, unter denen sich das Leben der Art oder der Rasse abspielt haben.

Eine Wesensverschiedenheit zwischen eigentlich instinctiven und anderen automatischen Functionen besteht nicht. Beide haben ihren Sitz in Nervencentren, die sich langsam gebildet haben und vererbt werden. Der Unterschied besteht nur darin, dass der Instinct von der Bildung und Vervollkommenung derjenigen sensorisch-motorischen Centren abhängt, die den elementarsten und primitivsten Lebensfunctionen vorstehen und nur ein sehr geringes Mass von Bewusstsein und Intelligenz erfordern, während die anderen ein späteres Ergebnis des bewussten, denkenden Willens, der Einbildungskraft, des Gefühls u. s. w. sind und sich in der Rinde der Hirnhemisphären localisirt haben. Beide sind das Ergebnis der Erziehung der Art durch die äusseren Verhältnisse.

Je grössere Gebiete der Geistesthätigkeit in Bereiche der automatischen Function liegen, um so höher ist die erreichte intellectuelle Entwicklung. Wir erachten einen Menschen für um so intelligenter, je geringer der Kraftaufwand der Gehirncentren ist, mit dem sich die psychischen Functionen vollziehen, während der für wenig entwickelt gilt, den die Vollziehung derselben Handlungen längere Aufmerksamkeit und Anstrengung kostet, für den sie also noch einen Erziehungsprocess darstellt, der die Structur des Gehirns zu

¹¹⁾ Vergl. A. Herzen: *Il moto psichico e la coscienza*. Florenz 1879; pag. 56 u. 72.

modifizieren und eine neue Function automatisch zu machen strebt. Herzen sagt darüber: „Wenn die seelischen Vorgänge, die heute unser Bewusstsein ausfüllen, morgen automatisch würden, gleich denen, die es gestern ausfüllten, würden wir durchaus nicht an Bewusstsein einbüßen, sondern unser Bewusstsein würde lebhafter sein als je, nur von verschiedenem Inhalt. Es giebt die Processe, die uns jetzt compliciert und schwierig erscheinen, nur auf, sobald sie einfach erscheinen, und mit diesem Aufgeben geht die Aufnahme complicierterer Bewegungen, neuer Gedankenverbindungen, abstracterer und höherer Ideen Hand in Hand; aus diesem Vorgang entspringt die Bildung neuer cerebro-psychischer Elemente, neuer Zellen in den corticalen Furchen, neuer Furchen in den Windungen, neuer Windungen in den Hemisphären.“

So kann man auch die Entwicklung ansehen als Anpassung und Erziehung des Organismus zu immer höheren und complicierteren unbewussten Handlungen. Jeder Anstoss zu weiterer organischer Differenzierung kommt von den äusseren Verhältnissen; die Automatisierung ungeheuer complicierter Handlungen, die constanten Bedingungen des Milieu entsprechen, ist ohne diesen Einfluss nicht zu erklären, so wenig, wie die hohe Entwicklung des menschlichen Intellekts, die diese Automatisierung zur Bedingung hat.

* * *

Da Lapouge und seine Schule den natürlichen wie den socialen Lebensbedingungen keinen Einfluss auf seine Rassen und deren Eigenschaften zugestehet — „es ist eine Utopie, die Massen durch Erziehung und Bildung zu heben“ —, ist es nur logisch, dass er als einzige Möglichkeit der Hebung die Auslese der Eliteexemplare zur Fortpflanzung ansieht. Seine Adelsmenschen (eugéniques) sind die blonden Dolichocephalen, und an das Vorherrschen dieses Typus ist der sittliche und geistige Fortschritt der Menschheit gebunden.

Diese Auffassung, die hohe intellectuelle und moralische Entwicklung für eine durch directe Vererbung in einer Familie oder einer ethnischen Einheit übertragbare Eigenschaft ansieht, beruht auf einer zu engen Auslegung des Darwinismus: Wenn wirklich der Process des geistigen Fortschritts nur an die Auslese der geistig am besten Entwickelten gebunden wäre, so steckte die Menschheit zweifellos noch in der tiefsten Barbarei. Zunächst ist es unmöglich, anzunehmen, dass im Kampfe der Nationen wie in dem der Individuen die Intelligenz über die Stärke gesiegt habe. Der Stärke der grösseren Zahl wie der der Muskeln blieb immer das Feld. Man denke nur an die geistige und sittliche Knechtschaft, unter der Europa Jahrhunderte lang gestanden hat, an die Kerker und Scheiterhaufen, mit denen die Kirche jeden selbständigen und rebellischen Geist ausmerzte! Glaubt man etwa, es seien die leiblichen Nachkommen dieser Geistesriesen, die so einsam über die knechtselige elende Mitwelt emporragten, die seit einem Jahrhundert das Banner der Rebellion gegen die überlieferte Erkenntnis und Sittlichkeit tragen?

Und dann müssten, wenn die Selection das einzige Mittel der geistigen Entwicklung wäre, doch wenigstens die Menschen, denen ein mächtiges Gehirn und ein feineres moralisches Gefühl zugefallen ist, auch Kinder zeugen, die ebenso fortgeschritten sind. In Wirklichkeit ist das aber ungeheuer selten der Fall; wenn bedeutende Menschen überhaupt eine Nachkommenschaft hinterlassen, so stehen die Kinder, wenn sie nicht gar Idioten sind, in den seltensten Fällen über dem Durchschnitt. Die alten europäischen Adelsgeschlechter sind erloschen, und ihre Begründer hätten in den letzten Sprösslingen Leute von einem von dem ihrigen recht verschiedenen intellectuellen und sittlichen Schlage sehen können. In dem Rom der Kaiserzeit bestanden nur die Namen der alten Patricierfamilien fort: an Stelle der legitimen oder natürlichen Vaterschaft war die durch Adoption getreten. Die Potenzierung der Moral und der Intellectualität in der Gesellschaft vollzieht sich nicht auf dem directen

Wege der Uebertragung von Eltern auf die Nachkommenschaft, sondern durch die sociale Verbreitung gewisser Ideen und Principien, die auf eine in irgend welcher Weise zu ihrer Aufnahme disponierte Masse einwirken: nicht auf biologischem, sondern auf socialem Wege.

Wie hoch auch ein Individuum über dem Durchschnitt stehe, so ist es doch immer das Product der Gesellschaft, aus der es hervorgeht, und zwar nicht nur durch sein physiologisches Erbteil, sondern durch den Einfluss des socialen Milieu, das die praktische Basis seiner Thätigkeit bildet. Wenn ein Mensch unendlich hoch über den intellectuellen Durchschnitt seiner Umgebung und seine Zeit hinausragte, so könnte er von niemandem begriffen und erfasst werden, und das Werk seines Genius wäre, gesellschaftlich betrachtet, vollkommen gleich null. Aber ein solches Phänomen ist unmöglich, wie das Auftreten eines Michelangelo oder Darwin unter den Papuanern. Jede höhere Intelligenz bildet sich gewissen Entwicklungsgesetzen gemäss und je nach dem geistigen Niveau der Gruppe, der sie angehört; ohne diese Verknüpfung würde dem Genie jede erziehende Wirkung auf die Mitwelt verwehrt sein. Das Erzeugnis eines hervorragenden Geistes wird von seinen Zeitgenossen aufgenommen, ausgearbeitet und ausgereift und formt schliesslich eine Art von intellectuellem Milieu, das den in ihm lebenden Individuen seinen Stempel aufdrückt und als eine gegebene Art und Weise, zu denken, zu interpretieren, zu urteilen und zu fühlen, durch Vererbung zum Ausdruck kommt. Der Einfachheit halber haben wir den geistigen Einfluss eines einzigen Menschen betrachtet, aber in der That braucht man nur die Geschichte zu lesen, um sich, trotz des künstlichen Aufbaus von Namen und Daten, zu überzeugen, wie sehr das Phänomen der Integrierung des Gedankens, Charakters u. s. w. in einer Rasse, einem Volke oder einer Classe von weit zurückliegenden, durch Vererbung accumulierten Einflüssen abhängt, die in gewissen Intelligenzen einen höheren Grad von Intensität erreichen.

Wenn wir also in der höheren Intelligenz, ob sie in der Wissenschaft, Ethik oder Kunst zum Ausdruck kommt, nur das Ergebnis des Culturniveaus oder einer in der Gesellschaft vorbereiteten Tendenz sehen können, so ist die Annahme unmöglich, dass sich die Evolution immer und ausschliesslich durch die Elimination der Elemente vollzieht, deren functionelle Energie unter dem Durchschnitt bleibt, und die Absurdität des Planes leuchtet ein, sie durch die Auslese weniger besonders begabter Individuen oder Familien zu beschleunigen.

Gewiss vollzieht sich eine beständige starke Elimination, aber sie hat pathologischen Charakter, das heisst sie beschränkt sich auf die Individuen, die durch besondere äussere Bedingungen oder auch durch erbliche Belastung ausser Stande sind, mit der Entwicklung Schritt zu halten, die sich in einer Gesellschaft in einer gegebenen Periode vollzieht.

Wir sehen täglich, dass der moderne Industrialismus zahllose Arbeiter erschöpft oder degeneriert; Luxus, Corruption, die übermässige Nervenanstrengung des heutigen Kampfes ums Dasein thun dasselbe. Aber es wäre absurd, anzunehmen, dass hier die mit angeborener Minderwertigkeit Behafteten ausgemerzt werden, während die zerstörende Wirkung des Milieus klar am Tage liegt. Die Rasse und die Integration der erworbenen Fähigkeiten bleibt erhalten, ob auch Tausende und Abertausende von Individuen durch gewissermassen künstliche Bedingungen ausgeschieden werden.

Die verschiedenen socialen Gruppen Europas stellen jetzt, trotz der verschiedenen Rassen, die sich im Altertum und im Mittelalter über sein Territorium ergossen haben, ethnische Einheiten dar, die sich unter dem Einfluss des geschichtlichen, politischen, wirtschaftlichen und physikalischen Milieu gebildet haben. Die anthropologischen oder Rassenunterschiede dürften für die gradweisen Verschiedenheiten der Intelligenz, Sittlichkeit

u. s. w. eines Landes keine grosse Rolle spielen.¹²⁾ Die Classenunterschiede, mit anderen Worten die wirtschaftlichen Verhältnisse, bewirken diese Abstufungen und drücken den unteren Classen das Stigma scheinbarer Inferiorität auf. Könnte man für eine Reihe von Jahren die Rollen vertauschen, würden wir zweifellos ein mächtiges Aufblühen der Cultur erleben.

Dass eine verhältnismässig grosse Zahl der Adligen und Patricier sich durch Geisteswerke hervorgethan haben, - das kann man nicht im Ernst als einen Beweis für die anthropologische und intellectuelle Ueberlegenheit dieser Classe anführen. Wir brauchen nur an die Lage zu denken, in der sich das Bürgertum 'noch' vor kaum einem Jahrhundert befand, oder an die Isolierung, in der sich noch heute in manchen Ländern Europas die Juden befinden, um uns einen Begriff davon zu machen, wie schwer es früher allen, die nicht zur Aristokratie gehörten, gemacht wurde, sich in irgend einer Weise hervorzuthun. Und heute will man eine Parallele ziehen zwischen dem Proletariat und den besitzenden Classen und weist stolz auf die Leistungen der oberen Classen im Vergleich zu denen der Masse des Volkes! Als ob diese Masse aus freier Wahl das Uebermass materieller Arbeit thäte, als ob dem Manne aus dem Volke jedes Hemmnis aus dem Wege geräumt wäre, seine intellectuellen Neigungen und Fähigkeiten zu bethätigen. Denen, die von der angeborenen Inferiorität des Volkes reden, könnte man sagen: Geht doch einmal unter diese rohen und ungebildeten Arbeiter, so werdet ihr sehen, dass ihre Intelligenz der euren nichts nachgiebt. Geht z. B. nach Neapel unter eine Bevölkerung, die seit Jahrhunderten durch die Schuld der verschiedenen Regierungen im Elend von Diebstahl und Bettelei lebt, und ihr werdet eine Fülle von Intelligenz finden, die geradezu erstaunlich ist!

Die Erziehung im weitesten Sinne, das heisst die functionellste Anpassung scheint uns den tierischen Organismus hervorgebracht und weiter gebildet zu haben, sie ist es, die die Moral geschaffen hat, die die verschiedenen Typen bildet und fixiert, und sie führt auch das Bewusstsein und die Intelligenz des Menschen zu immer höherer Vollendung. Aber dieser Process kann seinem Wesen nach nur ein Attribut der Art sein, die nur denjenigen individuellen Impulsen folgt, welche im Einklang zu den normalen Lebenserscheinungen und dem erreichten Entwicklungsgrad der Art stehen. So kommen für die moralische und sittliche Evolution der Menschheit die grössten und bedeutendsten Abweichungen von der Norm nicht in Betracht, wie sie auch keine Spur lassen in der physischen Vererbung. Deshalb kann man nicht annehmen, dass jemals ein Individuum die Menschheit ummodeln und regenerieren könne; alle sozialen Veränderungen gehen aus einer Reihe kleiner, vielfältig untereinander verknüpfter Erscheinungen hervor, die spontan aus den Bedürfnissen des collectiven Lebens heraus wachsen. Was auch das innerste Wesen und der Mechanismus des Denkens sei, es ist nicht nur das Product einer langen organischen Evolution, sondern auch ein Ergebnis der gesellschaftlichen Organisation: es ist nur im Individuum als einem Gliede der Art oder der Gesellschaft. Diese Auffassung liegt vielen noch so fern, dass sie jedes sociale Ereignis auf die Wirksamkeit eines Menschen zurückzuführen suchen, der an Verstand und Willen die andern überragte und dem die Gunst der äusseren Umstände zur Seite stand. Dabei lässt man ausser acht, dass die Superiorität des Verstandes und Willens selbst erst ein Ergebnis der Vererbung und des Milieus ist, und dass die Gunst der äusseren Umstände gleichbedeutend ist mit einer gesellschaftlichen Empfänglichkeit, einer latenten Neigung der Collectivität, den in dem einzelnen klar zu Tage tretenden Tendenzen zu folgen. Deshalb hat es in Wirklichkeit wenig Bedeutung, ob die hervor-

¹²⁾ Der an privater und öffentlicher Sittlichkeit, an Thakraft und Unternehmungsgest dem Süden unendlich überlegene Norden Italiens ist überwiegend brachykephal; während die Schädelindexe der Südtaliener sich denen der Angelsachsen nähern.

ragenden Menschen Nachkommen hinterlassen oder nicht: ihr Geisteswerk ist nur als ein Ausdruck der Tendenzen der Gesamtheit zu verstehen, als untrennbar verbunden mit den Bedürfnissen des Gesellschaftskörpers, und bleibt so unverloren, ein sociales Erbteil.

Dagegen ist es von eminenter Bedeutung für die geistige und sittliche Entwicklung, wenn die äusseren Lebensbedingungen der Masse deren intellectuelles Niveau herabdrücken. Treten wirklich aus ihr noch bedeutende Menschen hervor, so fehlt ihnen infolge des allgemeinen Tiefstandes ihre sociale raison d'être, und von ihrem Denken und Thun bleibt der Nachkommenschaft kein Erbe. Die Aristokratie, die der höchste Ausdruck der Intelligenz eines Volkes sein sollte, wird ein leerer Name, und an Stelle ihrer gesellschaftlichen Function tritt ein parasitäres Dasein auf Kosten der Gesellschaft. Die Geschichte ist reich an Beispielen dieser Art für jeden, der sie zu lesen versteht.

Die Wissenschaft rechtfertigt in keiner Weise die Furcht der herrschenden Classen, die von dem Vordringen der „modernen Barbaren“ den Zusammenbruch unserer Cultur erwarten. Von allem anderen abgesehen, müssen wir einer Auffassung Misstrauen entgegenbringen, die alle Culturerrungenschaften zugleich als das Werk und als den ausschliesslichen Besitz einer Classe betrachtet. Die Welt geht vorwärts, und die Wissenschaft wird sich nicht so leicht als Werkzeug des Classeninteresses brauchen lassen. Wir stehen vor einer neuen Cultur mit neuen jungen Kräften, die über alle Hindernisse hinwegschreiten wird, die Selbstsucht und Kurzsichtigkeit ihr in den Weg schieben.

Der Socialismus in Holland.

Von

Willem Hubert Vliegen.

(Paris.)

Gerade der gegenwärtige Augenblick dürfte wohl geeignet sein, den Stand der niederländischen socialistischen Bewegung zu beschreiben, denn in diesen Tagen tritt die Bewegung in eine neue Phase ein: Durch die bevorstehende Fusion des Socialistenbundes mit der Socialdemokratischen Arbeiterpartei wird das Ideal einer einheitlichen Partei für die Socialdemokratie erreicht werden. Was vor zwei und drei Jahren noch unbedingt als Utopie angesehen werden musste, ist jetzt Thatsache: Die zerbröckelten Stücke der holländischen Socialdemokratie haben sich zusammengefunden und werden bald wieder eine einzige compacte Masse bilden. Ueber Spaltung und Zerbröckelung zu berichten, ist dann angenehm, wenn sie vorüber ist.

* * *

Ich kann natürlich hier nicht eine Geschichte der niederländischen Socialdemokratie im eigentlichen Sinne des Wortes schreiben. Aber einen Blick in die Vorgeschichte der socialdemokratischen Partei in Holland muss man notwendigerweise thun, wenn man den gegenwärtigen Zustand derselben begreifen will.

Wenn etwas nicht gemacht, sondern entstanden ist, so ist es nicht immer leicht, einen bestimmten Zeitpunkt als Anfang anzugeben. Das trifft auch für die Socialdemokratie zu. Die Franzosen beginnen die Geschichte derselben bei Babeuf, die Engländer bei Robert Owen, die Deutschen wieder bei anderen, die ebenfalls noch keine Socialdemokraten waren.

In Holland brauchen wir nicht so weit zurückzugehen. Hier datiert der Anfang einer socialdemokratischen Bewegung vom 9. und 10. Juni 1878. Auf die Tagesordnung des Congresses des Allgemeinen Niederländischen Arbeiterverbandes wurde durch einen Amsterdamer Verein von Schmiedegesellen der Punct gebracht: „Kann das Programm der socialdemokratischen Partei Deutschlands auch einen Nutzen für die niederländischen Arbeiter haben?“

Weder damals, noch später hat sich der Allgemeine Niederländische Arbeiterverband von dem Nutzen eines socialdemokratischen Programmes überzeugen lassen. Einige Wochen nach dem erwähnten Congress, am 7. Juli 1878, wurde in Amsterdam ein socialdemokratischer Verein gegründet. Das war die erste socialdemokratische Organisation Hollands.

Im selben Jahre, 1878, trat Ferdinand Domela Nieuwenhuis der Socialdemokratie bei, und am 1. März 1879 gründete er das erste socialistische Blatt in Holland, das *Recht voor Allen*.

Im Jahre 1882 vereinigten sich die bis dahin gegründeten Organisationen zu einem Bunde, und so entstand der Socialdemokratische Bund, die Organisation, in welcher sich die holländische Socialdemokratie weiter entwickelt hat, und die bis 1894 die einzige socialdemokratische Organisation im Lande war.

Der Entwicklung der neuen Partei war der Umstand förderlich, dass die Unzufriedenheit mit dem bestehenden Wahlrecht stärker und stärker geworden war, so dass eine Agitation für das allgemeine Wahlrecht den allergünstigsten Nährboden finden musste.

Der Kampf um das Wahlrecht nahm dann auch in den Jahren 1883—1885 immer grössere Dimensionen an, und immer mehr wurden es die Socialisten, die ihn beherrschten und führten. Allgemein wurden denn auch die grossen Manifestationen für das allgemeine Wahlrecht, die im Jahre 1885 in allen grossen Städten stattfanden, für socialistische Kundgebungen gehalten, und die demokratischen Bourgeois und die von ihnen abhängigen Arbeiter zogen sich daher mehr und mehr davon zurück.

Die socialistischen Elemente dagegen wurden immer mehr von einem Revolutionarismus angesteckt, in welchen junge revolutionäre Bewegungen so leicht verfallen, einem Revolutionarismus, der gerne über Gewalt und Revolution redet und gegen den politischen Kampf und Reformen aller Art eine souveräne Geringschätzung zur Schau trägt.

Diese Tendenz wurde nicht zum wenigsten durch die Verfolgungen gefördert, durch welche die damalige Regierung das Anwachsen der socialistischen Bewegung zu verhindern suchte. Zahlreiche Genossen wanderten ins Gefängnis, u. a. auch Domela Nieuwenhuis. Die Massregelungen seitens der Behörden und Arbeitgeber waren fürchterlich, das Versammlungsrecht wurde mit Füßen getreten, fast bei jeder öffentlichen Kundgebung der Socialisten schlug die Polizei mit Stock und Säbel die Erbitterung tiefer in die Massen.

Diese Erbitterung führte in Amsterdam im Juli 1886 zu dem sogenannten *Palingoproer*, wo aus einer gewöhnlichen Schlägerei zwischen der Polizei, die ein Volksspiel, das sog. *Aalziehen*, verbieten wollte, und den Teilnehmern an diesem Spiel ein förmlicher Strassenaufbruch entstand; nachdem die ganze Polizei aus dem Stadtviertel *Jordaan* herausgeschlagen

war, schritt das Militär ein, wobei 21 Tote und etwa 100 Verwundete auf dem Platze blieben.

Wie fast immer nach solchen Ausbrüchen einer durch die Regierungen provocierten Volksaufregung trat dann eine Reaction ein, wobei sich die herrschende liberale Bóurgéoisie desselben Kniffs bediente, welcher von den Regierenden in Holland früher so oft gegen sie angewendet worden war. Seit der grossen Reformation ist die Geschichte Hollands ein fort-dauernder Kampf zwischen dem Haus Oranien mit dem Adel auf der einen Seite und der reichen Handelsbourgeoisie auf der anderen Seite gewesen. In diesem Kampf verstand die Adelspartei es stets, das Proletariat gegen die Bourgeoisie aufzuhetzen, das Haus Oranien stützte sich stets auf das Lumpenproletariat, bis im Jahre 1848 der Friedensschluss zwischen der Bourgeoisie und dem Hause Oranien zu Stande kam, wobei die Bourgeoisie die wirkliche Macht bekam, während das Haus Oranien den Sch. in derselben behielt. Auch jetzt spielte man wieder gegenüber den hochgehenden Wogen der Volksaufregung die alte „Liebe zu Oranien“ aus, und nachdem die gesamte Presse, besonders die sog. Volkspresse, ein halbes Jahr lang gegen die socialistischen Führer gehetzt hatte, brach gelegentlich des 70. Geburtstages des damaligen Königs eine förmliche Oranien-Raserei aus. Die socialistischen Locale wurden von einer auf-gehetzten und betrunkenen Volksmenge gestürmt und geplündert, Versammlungen wurden überall verhindert, die Redner geprügelt und verjagt; die Wohnungen der bekannteren Socialisten waren nicht sicher, das Colportieren socialistischer Schriften war unmöglich, denn die Colporteurs wurden von der Volksmenge misshandelt und verjagt. Ausser in den grössten Städten und den nördlichen Provinzen war jede socialistische Agitation unmöglich. Das war damals für die niederländischen Socialisten eine schwere Zeit, und es ist wohl begreiflich, dass die Erbitterung in ihren Reihen sehr gross, der Glaube an eine friedliche Lösung des Conflictes nur klein war.

Eine Zwischenperiode trat ein, als Domela Nieuwenhuis 1888 ins Parlament gewählt wurde. Während der Zeit der Socialistenverfolgungen und Gesetzesschändungen im Lande hatte das Parlament die Verfassung revidiert und das Wahlrecht erweitert, allerdings nur soweit, dass auch die Kleinbürger das Wahlrecht erhielten. Die Wählerzahl war dadurch von 130000 auf 300000, etwa ein Viertel aller erwachsenen Männer, angewachsen. Im Kreise Schoterland wurde Domela Nieuwenhuis von den kleinen Bauern und den Torfarbeitern gewählt, die durch den Besitz eines eigenen Häuschens und eines kleinen Stückchen Land Wähler waren. Diese Wahl hat den Abmarsch der niederländischen socialistischen Partei ins anarchistische Lager eine Zeit lang aufgehalten, und diese Zeit war in Bezug auf die Organisation wohl die beste seit dem Entstehen der Bewegung. Erst in diesen Jahren, 1888—1891, fing die Partei an, tüchtig zu wachsen, und allgemein griff die Idee der Arbeiterorganisation kräftig um sich. Sowohl die politische Partei als die Gewerkschaften breiteten sich schnell aus. Im Jahre 1889 brach der erste grosse Ausstand der Rotterdamer „Bootwerker“ aus und wurde zu einem glücklichen Ende geführt. In Twente, der bedeutendsten Industriegegend Hollands, fanden

zahlreiche Strikes statt; in Almelo, Hengeloo, Enschede und im Norden des Landes organisierten sich die Land- und Torfarbeiter. Zugleich drang die Bewegung bis in die weitesten Ebenen des Landes, bis in die katholicen Provinzen Nord-Brabant und Limburg, vor.

Leider wurde Domela Nieuwenhuis 1891 nicht wieder gewählt, und bald darauf befand sich die Partei, die zu ihrem grossen Schaden allzusehr unter dem Einfluss einer einzigen Person stand, in vollem Abmarsch auf dem Wege, auf welchem sie 1888 stehen geblieben war.

Eine ganze Partei kann unmöglich auf einen Irrweg geraten, wenn nicht bestimmte Umstände darauf hinwirken. Neben dem persönlichen Einfluss Nieuwenhuis' sind die hauptsächlichsten Ursachen, die den Socialdemokratischen Bund zum Antiparlamentarismus und von da zum Anarchismus gebracht haben: die Landarbeiterbewegung und die Gewerkschaftsbewegung.

Die Land- und Torfarbeiterbewegung nahm in den Jahren 1891—93 einen grossen Umfang an, und zahlreiche Ausstände brachen aus. Vielfach waren dieselben von Unruhen begleitet. Teils sind diese auf Rechnung des „revolutionären“ Geistes zu setzen, der damals die socialistische Bewegung beseelte, zum grössten Teil jedoch wurden sie durch die Provocationen der Behörden gegenüber dieser ganz armen, ungebildeten Bevölkerung, die für einen Lohn von 1—1½ Mark pro Tag arbeitete, hervorgerufen. Die Unruhen wurden durch Aufgebote von Truppen und Gensdarmen unterdrückt, die Strikes gingen fast sämtlich verloren, und mit ihnen auch jeder Glauben an die Möglichkeit einer reformatorischen Action. Die armen Leute ersparten sich ein paar Gulden, kauften einen Revolver und erwarteten den „grossen Tag“. Politische Action, gewerkschaftliche Action, eine ordnungsmässige, planmässige Eroberung der Macht durch das Proletariat — alles Unsinn, in einem Tag wird uns alles in den Schoss fallen, an dem einen grossen Tag, der ja bald kommen muss!

In den Gewerkschaften der grossen Städte kam man auf einem andern Wege zum Anarchismus; hier nahm die Bewegung die Form der Nur-Gewerkschaftlerei an. Die Leute schimpften auf die „Politiker“ geradeso, wie die Anarchisten, und thatsächlich sind es diese gewesen, welche die vorher socialistischen Gewerkschaften neutral machten, aber neutral in ihrem Sinne. Als später die Socialdemokratie wieder erstarkte, spielten die Anarchisten diese neutralen Gewerkschaften gegen die Socialdemokraten und die politische Action aus; sie mussten zu diesem Zweck die gewerkschaftliche Action an die Stelle der ganzen Arbeiteraction setzen, und so kam man zur Nur-Gewerkschaftlerei, deren Vertreter ja ebenso unpolitisch sind, wie die Anarchisten.

Im Congress von 1893 bekam die anarchistische Strömung die Mehrheit im Socialdemokratischen Bund. Es wurde damals beschlossen: Die Partei wird sich nie wieder, selbst nicht aus Agitationsrücksichten, an den Wahlen beteiligen.

Und nun ging es mit vollen Segeln weiter. Jedes positive Element ward aus der Bewegung herausgedrängt; „der Geist, der stets verneint“, schwang siegreich sein Scepter und machte das Verbleiben der Socialdemokraten im Bunde einfach unmöglich. Zwölf Socialdemokraten, alles

bekannte Propagandisten, erliessen einen Aufruf zur Gründung einer socialdemokratischen Partei, die am 26. August 1894 in Zwolle ins Leben trat. Einige Wochen vorher, am 5. August, hätte der Socialdemokratische Bund seinen Namen abgelegt und nannte sich fortan Socialistenbund.

Die weitere Geschichte des Socialistenbundes ist in wenigen Worten erzählt. Durch die Spaltung verlor er, wie Nieuwenhuis damals laut verkündete, fast gar nichts. Von den 5000 Mitgliedern, welche er damals zählte, gingen noch nicht 5% zur Socialdemokratischen Arbeiterpartei über. Aber gerade das Verbleiben der Socialdemokraten im Bund, das vielfach aus persönlicher Anhänglichkeit an Nieuwenhuis geschah, bewirkte, dass die inneren Zwistigkeiten fort dauerten und die Frage der Taktik nicht zur Ruhe kam. Auf jedem Congress kehrte sie wieder, und dies war umso weniger zu vermeiden, als man sich durch die gefassten Beschlüsse fast jedes Gebiet zur Action verschlossen hatte.

Im Jahre 1893 hatte man beschlossen: Die Partei beteiligt sich nicht mehr an den Wahlen.

Im Jahre 1894 war die Socialdemokratische Arbeiterpartei entstanden, und nun versuchte man, diesen Beschluss etwas „freiheitlicher“ zu lassen. Man beschloss: Die Partei beteiligt sich nicht an den Wahlen, aber die einzelnen Abteilungen haben die Freiheit, es zu thun.

Nun waren aber in jeder Abteilung Anhänger und Gegner der Wahlbeteiligung, und deshalb wurde die Verwirrung nunmehr erst recht gross. Man beschloss daher im Jahre 1895: Die Partei und die Abteilungen beteiligen sich nicht an den Wahlen, den einzelnen Mitgliedern aber steht es frei, es für ihre Person zu thun.

Dieser Beschluss hielt zwei Jahre vor. Als aber 1897 die Wahlen unter dem inzwischen erweiterten Wahlrecht kamen, musste dieser Zustand zu den allerkomischsten Verwirrungen führen. Während die Führer des Socialistenbundes wie Nieuwenhuis, Cornelissen und andere, die Wahlenthaltung befürworteten, liess sich ein anderer Führer desselben Bundes, van der Zwaag, als Candidat aufstellen und wurde auch gewählt. Und noch mehr empörte es Nieuwenhuis, dass in manchen Wahlkreisen die „Revolutionäre“ mit den verhassten „Parlamentariern“ gemeinsame Sache machten und aus Classenbewusstsein nicht nur für die Socialdemokraten stimmten, sondern sie auch bei ihrer Agitation unterstützten. Das konnte so nicht weiter gehen, und Nieuwenhuis verlangte auf dem Congress von 1897 eine Entscheidung. Die Wahlbeteiligung sollte angenommen oder abgelehnt werden, nicht aber sollte man ferner als Partei dagegen und als Individuum dafür sein. Der Congress weigerte sich, eine Entscheidung zu treffen, und belies es bei dem früheren Beschluss. Infolge dessen legte Nieuwenhuis die Redaction des Recht voor Allen nieder, und einige Wochen später schied die Amsterdamer Abteilung, deren Mitglied er war, aus dem Socialistenbunde aus. Es fand also eine neue Spaltung statt, und augenblicklich besteht der Socialistenbund noch aus einigen kleinen Abteilungen, die wieder ganz der Socialdemokratie angehören und selbst die Initiative zu einem Einigungscongress ergriffen haben; derselbe wird noch im Juni stattfinden und zweifellos dazu führen, dass alle zerstreuten Elemente sich der Socialdemokratischen Arbeiterpartei anschliessen werden.

Diese Socialdemokratische Arbeiterpartei, die S. D. A. P., hat sich seit ihrer Gründung im Jahre 1894 rasch entwickelt und hat jetzt unter den politischen Parteien des Landes eine Stellung erlangt, die für die Zukunft sehr verheissungsvoll ist. In der Arbeiterbewegung stellt sie augenblicklich ohne Zweifel das einflussreichste Element dar, und sowohl die Gewerkschaften wie alle übrigen Zweige der Arbeiterbewegung sind langsam in das socialdemokratische Fahrwasser gedrängt worden.

Um die Stellung der Partei richtig begreifen zu können, ist es notwendig, einen Blick auf die allgemeine politische Lage zu werfen.

Im Jahre 1848 ist die holländische Bourgeoisie durch einen Vertrag mit dem damaligen König Willem II. ans Ruder gekommen. Der König liess es nicht zu einer Revolution kommen, und dadurch ist uns wahrscheinlich eine Contrerevolution erspart geblieben. Diesem Umstand ist es vermutlich zu verdanken, dass die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Vereins- und Versammlungsrechtes und der Pressfreiheit möglichst liberal ist. Nur die Versammlungen unter freiem Himmel unterliegen einigen Einschränkungen. In dieser Beziehung steht in den Gesetzen dasjenige, was die Bourgeoisie 1848 für sich selbst wünschte, und der heftige Kampf, der seit den sechsziger Jahren zwischen Liberalen und Antiliberalen geführt wurde, bewirkte, dass man an diese Freiheiten nicht rühren durfte, auch dann nicht, als die Arbeiter anfangen, sich derselben zu bedienen.

Im Kampf zwischen den Klericalen und Liberalen sind die letzteren fast immer Sieger geblieben; nur nach der ersten Erweiterung des Wahlrechts, im Jahre 1888, erhielten die Klericalen die Mehrheit, die sie aber 1891 schon wieder verloren.

Doch war dieser kurze Zwischenfall recht nützlich. Die liberale Partei war seit 1848 eine vollständig conservative Partei geworden; wohl nirgends war das *laissez faire* so gut aufgehoben, als bei ihr. Sie hat die coloniale Ausbeutung aufs unverschämteste getrieben, und die holländische Steuerpolitik war wohl die reactionärste, die überhaupt möglich war. Es war zwar eine demokratische Fraction vorhanden, sie bildete aber eine verschwindende Minderheit. Der Zwischenfall von 1888 bis 1891 genügte, um hierin Wandel zu schaffen, und als die Liberalen 1891 als Mehrheit in die Kammer zurückkehrten, da bildeten die Demokraten bei ihnen die Mehrzahl, und auch von dem Ministerium, das gebildet wurde, gehörte die Mehrzahl der Mitglieder der demokratischen Fraction an. Es wurden denn auch nicht unbedeutende Steuerreformen durchgesetzt, die Vermögenssteuer wurde eingeführt, einige Accisen abgeschafft und ermässigt. Das selbe Ministerium nahm auch die Wahlreform in die Hand; diese scheiterte indessen und führte zur Auflösung der Kammer und zum Sturze des Ministeriums. Infolge dessen kam die Wahlreform erst 1897 zu stande, wobei die Wählerzahl von 300000 auf 570000, allerdings immer erst die Hälfte der erwachsenen Männer, gebracht wurde.

Die ersten Wahlen ergaben eine liberale Mehrheit; doch kam sie nur dadurch zu stande, dass alle Liberalen, vom verhärtetsten *Laissez-faire-Bourgeois* bis zum radicalsten bürgerlichen Demokraten, bei der Mehrheit eingereicht wurden, und auch dann hatte man nur 51 von den 100 Mandaten. Von diesen 51 Mandaten verlor man noch eines durch

die Wahl unseres Genossen Schaper. Man sieht, wie precär die liberale Mehrheit ist. Und diese Mehrheit ist innerlich noch in mindestens drei Fractionen gespalten. Von den 50 Mitgliedern gehören 35 den sogenannten freisinnigen Demokraten an, 12 sind sogenannte Antiberale, und drei sind Radicale. Eigentlich bleibt die liberale Partei an der Regierung nicht deshalb, weil sie die Mehrheit hat, sondern weil bei den Klericalen ein noch schlimmerer Zustand herrscht.

Die klericale Partei hat zwei Flügel: den antirevolutionären und den ultramontanen. Jeder dieser Flügel hat 22 Federn alias Mitglieder. Bei den Antirevolutionären giebt es aber wieder eine Linke und eine Rechte. Die Linke, 16 Mann stark, besteht aus sogenannten antirevolutionären Demokraten, nach ihrem Führer Dr. Kuyper Kuyperianer genannt; die übrigen 6 sind Conservative, die nach ihrem Führer Lohmann Lohmannianer heissen. Diese beiden Gruppen sind in allem verschiedener Meinung: Die ultramontane Fraction ist ebenfalls geteilt; man zählt unter ihnen ein paar sogenannte Demokraten, die beiden, die unlängst bei der Abstimmung über die obligatorische Stimmabgabe durch ihre Trennung von den übrigen Klericalen der Regierung die zur Majorität notwendige eine Stimme verschafften. Weiter sitzen in der Kammer noch ein „Christlich-Historiker“ und ein Wilder, der aber den antirevolutionären Demokraten zuzuzählen ist. Dazu kommen noch 3 Socialdemokraten und 1 Revolutionär-Socialist.

Man sieht, wie stark die Stellung unserer Genossen im Parlament zwischen diesem Mischmasch sein muss. Sie wird noch stärker durch folgenden Umstand: Alle socialdemokratischen Mandate sind den Liberalen entrissen, und es giebt sehr viele Wahlkreise, in denen die Liberalen in den Stichwahlen über die Klericalen nur siegen können, wenn sie alle socialdemokratischen Stimmen bekommen; überdies ist bei den nächsten Wahlen eine Verstärkung des socialdemokratischen Elements und die völlige Vernichtung der conservativ-liberalen Fraction zu erwarten. Die Klericalen können keine Regierungspartei bilden, dazu sind die Zustände bei ihnen zu verwirrt.

Unsere Partei hat jetzt die Agitation für das allgemeine Wahlrecht begonnen. Schon haben sich die Parteivorstände der radicalen und der freisinnig-demokratischen Partei für die Verfassungsrevision erklärt, und es besteht durchaus die Möglichkeit, dass in der nächsten Legislaturperiode, in den auf 1901 folgenden vier Jahren, das allgemeine Wahlrecht durchgesetzt wird. Dann hat die Socialdemokratische Arbeiterpartei im Norden des Landes und in Twente ein Dutzend Kreise ohne grosse Mühe sicher, und dazu kommen dann die grossen städtischen Kreise, deren Eroberung ihr ja in einigen Jahren gelingen wird. Es giebt deren 23, von denen wohl nur wenige den bürgerlichen Parteien für die Dauer sicher sind.

Vor dieser Zeit werden wir wohl eine Concentration der bürgerlichen Parteien erleben, die uns eine Zeit lang zu schaffen machen wird; doch unseren Vormarsch kann sie nicht aufhalten.

Vor vielen anderen Ländern haben wir das voraus, dass unsere nördlichen Provinzen, obschon sie fast ausschliesslich landwirtschaftlich sind, seit Jahrzehnten immer sehr demokratisch waren und auch die ersten

Socialdemokraten wählten. Von den vier socialistischen Abgeordneten ist nur einer, Genosse van Kol, in einem industriellen Kreis gewählt; die drei anderen wurden von ländlichen Kreisen in den Provinzen Friesland und Groningen gewählt, und in diesen Provinzen werden uns bei den nächsten Wahlen mehrere neue Mandate zufallen.

Bei allen Wahlen, die seit 1897 stattgefunden haben, haben wir einen grossen Fortschritt zu verzeichnen gehabt. Im Jahre 1899 fanden Gemeinderatswahlen statt. Das Gemeindewahlrecht ist beschränkter, als das Wahlrecht für das Parlament. Für einige Orte, in denen die Gemeinde zugleich einen oder mehrere Wahlkreise umfasst, lässt sich ein Vergleich anstellen. Wir erhielten Stimmen:

	1897:	1899:
in Amsterdam . . .	1150	3300
„ Rotterdam . . .	350	1590
„ Groningen . . .	650	1300
„ Haarlem . . .	156	1200
„ Haag . . .	—	500
„ Arnheim . . .	330	1300

Bei einer Nachwahl im Kreise Veendam wurde unser Candidat mit 1599 Stimmen gewählt, während wir in diesem Kreise 1897 nur 465 Stimmen erhielten.

Auf diesem Gebiet ist die Aussicht auf grossen Erfolg in vollem Masse vorhanden. In wenigen Jahren wird die socialdemokratische Arbeiterpartei eine sehr starke und einflussreiche politische Partei sein.

Die Zahl ihrer Abteilungen und Mitglieder steht in keinem Verhältnis zu ihrem Einfluss. Die niederländischen Arbeiter sind, zum Teil auch durch die heftigen und hässlichen Zwistigkeiten, welche die Spaltungen begleitet haben, vom Parteileben abgeschreckt. Wenn diese Zwistigkeiten vorbei sind, und das ist jetzt schon beinahe der Fall, so wird auch die Organisation schnell wachsen. Ein stetes Wachstum ist bereits zu verzeichnen. Es gab:

1895 . . .	19	Abteilungen mit	700	Mitgliedern
1896 . . .	24	„	1200	„
1897 . . .	27	„	1500	„
1898 . . .	40	„	1900	„
1899 . . .	55	„	2500	„
1900 . . .	65	„	3200	„

Diese Ziffern geben aber, wie gesagt, kein zutreffendes Bild von der Stärke der Partei. Im Kreise Veendam hatten wir eine kleine Organisation mit 25 Mitgliedern, und wir eroberten den Wahlkreis. Und ähnlich steht es in vielen Kreisen.

* * *

Die Gewerkschaftsbewegung ist natürlich von den Zwistigkeiten und Spaltungen nicht unberührt geblieben. Die starke Gewerkschaft der Eisenbahnbeamten, die 4000 Mitglieder zählte, ist dadurch völlig vernichtet worden. Aber schön ist auf die tote anarchistische eine lebendige socialdemokratische Gewerkschaft gefolgt, der Verein für Eisenbahn- und Tramwaypersonal, der bereits ein paar Tausend Mitglieder zählt und der

vollständig von Socialdemokraten geleitet wird. Die Gewerkschaften haben eine Art von Centralorganisation, das Nationale Arbeitersecretariat, welches Ende 1899 44 Organisationen, von denen 15 über das ganze Land verbreitete Abteilungen haben, mit insgesamt etwa 14000 Mitgliedern umfasste. Verschiedene grosse Organisationen haben sich aber diesem Arbeitersecretariat nicht angeschlossen, z. B. die Diamantarbeiter, welche die weit-aus beste und stärkste Gewerkschaft Hollands bilden; diese wollen sich dem Secretariat wegen seiner mangelhaften Organisation, gegen deren Verbesserung die anarchistischen Elemente arbeiten, nicht anschliessen. Auch die Eisenbahner und die Lehrer haben sich dem Secretariate nicht angeschlossen. Die bedeutendsten Gewerkschaften haben:

die Diamantarbeiter	mit 7500 Mitgliedern	
„ Lehrer	6000	„
„ Buchdrucker	2000	„
„ Zimmerleute	2000	„
„ Cigarrenarbeiter	2250	„
„ Eisenbahner	1900	„

Es folgen die Möbelschreiner, die Schneider, die Bäcker, die Steinhauer, die Heizer und Maschinisten für die Rheinschiffahrt, die Feldarbeiter, die Weber und Spinner. Alle diese sind aber mit Angaben ihrer Mitgliederzahl und der Besonderheiten ihrer Organisationen sehr sparsam. Fast alle besitzen ein kleines Fachblatt, die sechs erstgenannten ein sehr tüchtiges. Im ganzen wird die Zahl der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter auf etwa 30000 zu schätzen sein.

Eine feste Verbindung zwischen diesen Gewerkschaften und der socialdemokratischen Partei existiert nicht; in bestimmten Fragen, wie der des allgemeinen Wahlrechts, der Volksschulreform und des Schulzwanges, der Pensionierung alter und invalider Arbeiter auf Staatskosten u. s. f. wirken die socialdemokratische Partei und die meisten Gewerkschaften zusammen. Gesetzliche Einschränkungen ihres Actionsgebietes existieren für eine Gewerkschaft nur so weit, als sie sich selbst solche im Statut auferlegt und auf Grund dieses Statuts die Rechte einer juristischen Persönlichkeit erhalten hat. Um rechtlichen Schutz für etwaigen Besitz zu haben, ist der Charakter einer juristischen Persönlichkeit notwendig: er ist einer Gewerkschaft auch noch nie verweigert worden. Eine staatliche Controle der Gewerkschaften existiert nicht.

Was das Genössenschaftswesen anlangt, so steckt es, so weit es zur Arbeiterbewegung zu rechnen ist, in Holland noch in den Kinderschuhen. Wohl giebt es einige grössere und kleinere Genössenschaften, die von Socialdemokraten geleitet werden; von Zeit zu Zeit bewilligen sie wohl auch einiges Geld für einen Ausstand oder auch für eine von der Partei ausgehende Agitation mit einem bestimmten Zweck. Aber viel bedeutet das noch nicht, wenigstens nicht genug, um eine Aufzählung dieser Genössenschaften hier zu rechtfertigen.

Wie sich die socialdemokratische Bewegung in Holland im besondern entwickeln wird, kann natürlich nicht vorher gesagt werden; wohl aber ist das eine sicher: Die übergrosse Masse der niederländischen Genossen sind Anhänger des belgischen Systems: Vereinigung der

politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen in einem föderativen Verband.

Es wird noch einige Zeit dauern, bis wir so weit sind. Aber mit dem Vordringen des socialdemokratischen Bewusstseins wird das schon kommen. Zunächst haben wir uns alle auf das eine zu concentrieren: die Socialdemokratie, die in unseren fruchtbaren Boden gepflanzt ist, zu pflegen und zu stärken und zu grossartigem Wachstum zu bringen.

Sechszwanzig und eine.

Von

Maxim Gorkij.

(Nishnij-Nowgorod.)

Wir waren unser sechszwanzig Mann — sechszwanzig lebende Maschinen in einem feuchten Kellergewölbe, wo wir vom Morgen bis zum Abend Teig kneteten und aus demselben Kringel machten. Vor den Fenstern unseres Erdgeschosses befand sich eine Grube, deren mit Ziegeln belegte Wände grün waren vor Feuchtigkeit; die Fensterrahmen waren von aussen mit einem dichten Eisengitter versehen, und das Licht der Sonne konnte durch die mit Mehlstaub bedeckten Scheiben nicht zu uns dringen. Unser Principal hatte die Fenster vergittern lassen, damit wir den Bettlern und unseren arbeitslosen, hungernden Genossen von seinem Brot nicht spenden könnten, unser Principal nannte uns Spitzbuben und gab uns zu Mittag anstatt Fleisch übelriechende Eingeweide.

Schwül und eng war es uns in dem steinernen Kasten, unter der niedrigen, schweren, russgeschwärtzen, spinnwebbezogenen Decke. Schwer und unerträglich war unser Leben zwischen diesen dicken, schmutzigen, verschimmelten Mauern. . . . Wir pflegten um fünf Uhr morgens aufzustehen, ohne ausgeschlafen zu haben, und setzten uns um sechs, stumpf und apathisch, an den Tisch, um Kringel aus dem Teig zu rollen, den unsere Genossen bereitet, als wir noch ruhten. Und den ganzen Tag, vom frühen Morgen bis zehn Uhr abends, sassen die einen von uns am Tisch, den elastischen Teig mit den Händen bearbeitend und sich dabei wiegend, um nicht zu erstarren, während die anderen die Teigmasse kneteten. Und den ganzen Tag summt traurig und melancholisch das siedende Wasser im Kessel, wo die Kringel gekocht wurden, und die Schaufel des Bäckers scharfte heftig und ungestüm über den Boden des Ofens, die glitschigen Teigstücke aus dem Kessel auf die heissen Backsteine werfend. Vom Morgen bis zum Abend brannte auf einer Seite des Ofens Holz, und der rote Widerschein des Feuers zitterte auf der Wand der Werkstube, als mache er sich lautlos über uns lustig. Der riesige Ofen glich dem hässlichen Kopf eines Märchenungeheuers, das ihn gleichsam aus dem Erdgeschoss emporgestreckt hat und uns mit seinem weiten, flammengefüllten Rachen anzufauchen, unsere endlose Arbeit mit seinen zwei schwarzen Stirnhöhlen zu betrachten schien. Diese zwei tiefen Luftlöcher waren wie Augen, wie die kalten, erbarmungslosen Augen des Ungetüms: sie schauten uns immer mit demselben finstern Blick an, als wären

sie müde, ewig Sklaven vor sich zu sehen, von denen sie nicht: Menschliches erwarteten, und die sie darum mit der Leidenschaftslosigkeit eines Weisen verachteten.

In Mehlstaub, in Kot, den wir an unsern Sohlen vom Hof brachten, in der heissen, erstickenden Luft rollten wir tagaus, tagein den Teig, aus demselben Kringel machend, die wir mit unserm Schweisse netzten. Und wir hassten unsere Arbeit mit einem glühenden Hass, wir assen niemals, was unter unseren Händen entstand und zogen den Kringeln Schwarzbrot vor. An einem langen Tische einander gegenüber sitzend — neun gegen neun — bewegten wir im Laufe langer Stunden unsere Hände und Finger ganz mechanisch und hatten uns so sehr an unsere Arbeit gewöhnt, dass wir auf unsere Bewegungen niemals Acht gaben. Wir haben einander bereits so gründlich studiert, dass jeder von uns alle Runzeln auf den Gesichtern seiner Genossen kannte. Es fehlte uns an Stoff zu Gesprächen, und das war immer so bei uns gewesen; darum schwiegen wir die ganze Zeit, wenn wir uns nicht gerade zankten, denn stets kann man an einem Menschen etwas auszusetzen finden, zumal wenn man sein Genosse ist. Aber auch schelten thaten wir nicht oft — was konnte sich denn ursereiner zu schulden kommen lassen, da wir alle halbtot und wie versteinert waren, da die schwere Arbeitslast unsere Gefühle erdrückte? Aber das Schweigen ist nur für diejenigen schrecklich und qualvoll, die nichts mehr einander zu sagen haben, für Menschen dagegen, die zu reden noch nicht begonnen, ist es leicht und einfach. . . . Zuweilen jedoch sangen wir, und unser Gesang hob folgendermassen an: jemand von uns seufzte während der Arbeit tief auf, wie ein müdes Lastpferd, und begann dann eines jener Lieder zu summen, deren sanft klagende Melodie dem Singenden immer Erleichterung schafft. Erst sang nur einer, und wir andern lauschten anfangs schweigend seinem einsamen Lied, das unter der schweren Decke des Gewölbes allmählich erlosch gleich einem kleiner Steppenfeuer in einer regennassen Herbstnacht, wenn der graue Himmel wie eine Bleimasse über der Erde hängt. Dann schloss sich dem Sänger ein zweiter an, und nun tönnten zwei leise, traurige Stimmen durch unser enges dumpfes Kellerloch. Plötzlich fallen noch einige mit ein, und das Lied schäumt auf wie eine Woge, wird lauter, schwillt an, und es ist uns, als weiteten sich die feuchten, schweren Wände unseres steinernen Kerkers. . . .

Nun singen alle sechszwanzig Mann; ihr lauter unisono-Gesang erfüllt den Raum; das Lied strebt hinaus: es schlägt gegen die Mauern, es stöhnt und schluchzt, es belebt das Herz mit einem leisen, prickelnden Schmerz, reisst alte Wunden auf und weckt die Sehnsucht. . . . Die Sänger seufzen tief und schwer; plötzlich verstummt einer und hört lange zu, wie die übrigen singen, dann stimmt er wieder ein. Ein anderer ruft beklommen „ach“, schliesst die Augen, und die tiefen, weiten Tonwellen kommen ihm vielleicht wie ein Weg vor, wie ein sonnenbeleuchteter, breiter Weg in die Ferne, den er in Gedanken selbst wandert. . . .

Noch flackert die Flamme im Ofen, fortwährend scharrt der Bäcker mit der Schaufel, es summt im Kessel das Wasser, und der Abglanz des Feuers

auf der Wand zittert wie früher in lautlosem Spott. . . . Und wir singen mit fremden Worten unser dumpfes Lied aus, den Harm der Sklaven, den schweren Kummer lebender Menschen, die des Sonnenlichts beraubt sind. So lebten wir sechszwanzig im Kellergewölbe eines grossen, steinernen Hauses, und wir hätten's so schwer, als wäre das ganze dreistöckige Haus auf unsern Schultern erbaut. . . .

Aber ausser den Liedern hatten wir noch etwas Schönes, etwas Liebes, das uns vielleicht den Sonnenschein ersetzte. Im zweiten Stock unseres Hauses befand sich ein Goldstickergeschäft, und dort lebte ausser vielen Stickerinnen auch das sechzehnjährige Stubenmädchen Tanja. Jeden Morgen erschien an unserem Thürfensterchen ein kleines, rosiges Gesichtchen mit lustigen blauen Aeuglein, und eine helle freundliche Stimme rief uns zu:

„Arrestantchen! Kringelchen her!“

Beim Klang des wohlbekannten Silberstimmchens pflegten wir uns alle umzuwenden und das reine Mädchengesicht, das uns so hold zulächelte; freudig und liebevoll zu betrachten. Zur angenehmen Gewohnheit ward uns der Anblick des an der Scheibe plattgedrückten Näschens und der kleinen weissen Zähnchen, die zwischen den halb geöffneten rosigen Lippen hervorleuchteten. Einander stossend, sprangen wir jedesmal auf, um ihr die Thür zu öffnen, und sie trat ein, heiter und anmutig, mit vorgehaltener Schürze, und blieb so vor uns stehen mit seitwärts geneigtem Köpfchen und lächelndem Munde. Der lange, dicke kastanienbraune Zopf lag, über die Schulter geworfen, auf ihrer Brust. Wir aber, hässlich, schmutzig und unglücklich, wie wir waren, schauten sie von unten herauf an — die Thürschwelle befand sich vier Stufen über dem Fussboden — schauten zu ihr empor mit zurückgebogenem Kopf und wünschten ihr guten Morgen, sagten ihr ganz besondere Worte, die wir nur für sie allein bereit hatten. Im Gespräch mit ihr wurden unsere Stimmen weicher, unsere Scherze weniger derb. Alles, was wir ihr boten, war von besonderer Art. Der Bäcker holte aus dem Ofen die schönsten, braunsten Kringel heraus und warf sie geschickt in Tanjas Schürze.

„Pass' nur auf, dass der Meister dich nicht erwischt!“ — warnten wir sie immer. Sie lachte schelmisch, rief uns lustig zu: „Adieu, Arrestantchen!“ und verschwand so flink wie ein Mäuschen.

Das war alles: . . . Aber nachdem sie weggegangen, pflegten wir noch lange mit Wohlgefallen über sie zu sprechen — dasselbe, was wir gestern und vorgestern gesprochen hatten, weil alles um uns, auch sie und wir, dieselben blieben, wie gestern und sonst. . . . Es ist überaus schwer und qualvoll, wenn der Mensch so hinvegetiert, während rings um ihn nichts sich verändert, und wenn ein solches Dasein seine Seele nicht endgiltig ertödet, so wird ihm diese Eintönigkeit mit der Zeit immer qualvoller. . . . Gewöhnlich sprachen wir von den Weibern so, dass wir uns bisweilen selber schämten, diese rohen, schamlosen Reden anzuhören, aber die Weiber, welche wir kannten, verdienten es vielleicht nicht besser. Ueber Tanja jedoch liessen wir niemals ein schlechtes

Wort fallen; keiner von uns hat sich je erlaubt, sie mit der Hand zu berühren, und selbst lose Scherze entschlüpfen uns nie in ihrer Gegenwart. Vielleicht kam es daher, weil sie nicht lange bei uns blieb: sie pflegte meteorartig aufzutauchen und ebenso zu verschwinden; aber vielleicht kam das auch davon, dass sie klein und schön war, und alles Schöne zwingt selbst rohen Menschen Achtung ab. Und der letzte Grund war, dass wir dennoch Menschen blieben, obgleich unsere Höllenarbeit uns stumpf wie das Vieh machte — und wie alle Menschen konnten wir ohne Verehrung für irgend etwas nicht leben. Wir hatten in unserer Nähe keinen, der besser wäre, als sie, und obwohl im Hause so viele Menschen wohnten, achtete doch niemand ausser ihr auf uns, die wir im Erdgeschoss hausten. Und dann — das war wohl das hauptsächlichste — dünkte es uns, als sei sie unser eigen, als sei sie etwas, das gleichsam nur dank unseren Kringeln existiert; wir hielten es für unsere Pflicht, ihr heisse Kringeln zu geben, und das wurde gewissermassen ein tägliches Opfer unserm Abgott; das wurde ein heiliger Brauch und fesselte uns mit jedem Tage immer stärker an sie. Ausser den Kringeln erhielt Tanja von uns viele Ratschläge; nämlich, dass sie sich wärmer kleiden, nicht so schnell über die Treppe rennen, keine schweren Holzbündel tragen sollte. Sie lächelte, wenn wir sie solcher Art ermahnten und folgte uns niemals, was wir ihr übrigens gar nicht übernahmen, denn wir hatten nur das Bedürfnis, zu zeigen, wie sehr wir um sie besorgt sind.

Oft kam sie mit einer Bitte zu uns, so z. B. mussten wir ihr die schwere Eiskellerthür aufmachen oder Holz spalten, und wir thaten alles, was sie wollte, mit Freuden und selbst mit einem gewissen Stolz.

Aber als einer von uns sie bat, ihm sein einziges Hemd zu flicken, sagte sie verächtlich lachend:

„Das fehlt mir noch! Da könnt ihr lange drauf warten!“ . . .

Wir lachten sehr über das komische Ding und richteten nie wieder irgend eine Bitte an sie. Wir liebten sie eben — damit ist alles gesagt. Der Mensch muss immer jemand haben, dem er seine ganze Zuneigung schenken kann, obwohl er häufig die geliebte Person damit belästigt, sie manchmal auch in den Schmutz hinabzieht, obgleich er mit dieser seiner Liebe dem Gegenstand derselben das Leben verleiden kann. Wir mussten Tanja lieben, da wir sonst niemand mehr hatten.

Zuweilen fing jemand von uns plötzlich folgendermassen zu raisonnieren an:

„Weshalb verwöhnen wir eigentlich das Mädels so? Was steckt denn so besonderes in ihr? Was denn? Wir geben uns'n bisschen zu viel mit ihr ab.“

Denjenigen aber, der solche Aeusserungen wagte, brachten wir bald unwirsch zum Schweigen. — wir mussten eben etwas lieben, wir hatten dieses Etwas gefunden und liebten es, und das, was wir, alle sechszwanzig, liebten, musste für jeden von uns unantastbar sein wie ein Heiligtum, und jeder anders Denkende war unser aller Feind. Wir verehrten vielleicht nicht das wirklich Gute, aber wir waren doch unser sechszwanzig, und darum verlangten wir, dass unser Feuerstes auch den anderen heilig sei.

Unsere Liebe ist nicht minder schwer, als unser Hass und darum vielleicht behaupten gewisse Leute, dass unser Hass schmeichelhafter ist, als unsere Liebe. . . . Aber weshalb fliehen sie uns denn nicht, wenn dem so ist?

Ausser der Kringelbäckerei besass ^{*} unser Meister auch einen Bäckerladen; er befand sich in demselben Hause, von unserer Grube nur durch eine Wand getrennt; aber die Semmelbäcker — deren waren vier — mißden uns, da sie ihre Arbeit höher schätzten, als die unserige, sich selbst für nobler hielten, als uns, und darum unsere Backstube nicht betreten und verächtlich lachten, wenn sie uns auf dem Hof trafen; wir besuchten sie auch nicht: das hatte uns der Dienstherr untersagt aus Furcht, wir könnten Buttergebäck stehlen. Wir waren diesen Bäckern abgeneigt, weil wir sie beneideten: ihre Arbeit war leichter, als unsere, ihr Lohn höher, ihr Rost besser, sie hatten eine helle geräumige Werkstube und waren alle so sauber, gesund — darum konnten wir sie nicht leiden. Wir dagegen sahen gelb und grau aus, drei von uns hatten Syphilis, einige Ausschlag, und ein anderer war von Rheumatismus ganz krumm. Jene trugen an Feiertagen und ausser der Arbeitszeit kurze Röcke und knarrende Stiefel, zwei von ihnen besaßen Harmonikas, und sie alle gingen in den Stadtgarten spazieren — wir aber hatten schmutzige Lumpen; Pantoffeln oder Bastschuhe an, die Polizeimänner liessen uns in den Stadtgarten nicht ein — konnten wir also den Semmelbäckern gewogen sein?

Eines Tages hörten wir, dass unser Dienstherr einen derselben wegen Trunksucht entlassen und bereits einen anderen gedungen hatte, und dass der neue Geselle ein Soldat war, der eine Atlasweste und eine Uhr an goldener Kette trug. Wir waren neugierig darauf, einen solchen Stutzer zu sehen, und liefen fortan alle Augenblicke auf den Hof hinaus.

Er kam aber selbst zu uns. Mit dem Fusse stieß er die Thür auf, blieb an der Schwelle stehen und sagte lächelnd:

„Grüss Gott! Morjen, Jungens!“

Die eiskalte Luft, welche durch die geöffnete Thür strömte, wogte wie eine Dampfwolke um seine Füße, er stand auf der Schwelle, schaute uns von oben herab an, und unter seinem blonden, keck aufgewirbelten Schnurrbart schimmerten grosse gelbe Zähne. Die Weste war in der That ganz eigentümlich: blau, blumengestickt, glitzernd, mit Knöpfen aus roten Steinchen. Auch eine Kette hatte er. . .

Ein schöner Kerl war dieser Soldat, hochgewachsen, gesund, rotwangig, und seine grossen hellen Augen schauten freundlich und heiter drein. Auf dem Kopfe trug er eine weisse gestärkte Mütze, und unter seiner tadellos sauberen Schürze guckten die Spitzen moderner, blankgeputzter Stiefel hervor.

Unser Bäcker bat ihn ehrerbietig, die Thür zu schliessen; der Soldat that es ganz gemächlich und begann uns nach dem Meister auszufragen. Wir sagten ihm alle auf einmal, dass derselbe ein durchtriebener Schelm, ein Spitzbube, Bösewicht und Peiniger sei — kurz, wir verrieten ihm alles, was wir über unseren Arbeitgeber wussten, was sich aber hier nicht niederschreiben lässt.

Der Soldat hörte uns zu, bewegte seinen Schnurrbart und betrachtete uns freundlichen, hellen Blickes.

„Habt ihr hier aber einen Haufen Mädels,“ sagte er plötzlich.

Einige von uns begannen ehrerbietig zu lachen, andere wieder machten eine süsse Miene, und einer erklärte dem Soldaten, dass hier neun Mädels wohnten.

„Habt ihr was davon?“ fragte der Soldat, mit den Augen zwinkernd.

Wieder lachten wir auf, nicht allzulaut und verlegen. Viele von uns wollten dem Soldaten zeigen, dass auch sie Blitzkerle seien, aber niemand konnte es. Und einer gestand's, indem er leise sagte:

„Das ist nicht für unsereinen. . . .“

„Na ja, bei euch geht's nicht!“ sagte der Soldat mit Ueberzeugung, uns musternd . . . „Euch fehlt was dazu . . . Habt keine rechte Haltung . . . kein anständiges Aussehen! Und die Frauenzimmer, die lieben gerade ein fesches Aussehen, die verlangen einen tüchtigen Körper . . . dass alles in Ordnung sei! Und dabei haben sie vor Kraft Respect . . . Eine Hand muss so sein.“

Der Soldat zog aus seiner Tasche die rechte Hand mit dem aufgestreiften Hemdärmel und zeigte sie uns . . . Sie war weiss, kräftig, bedeckt mit glänzenden blonden Haaren.

„Hand und Brust — alles muss fest sein . . . Und dann soll der Mensch nach allen Regeln der Kunst gekleidet sein . . . wie das die Schönheit der Dinge erfordert . . . Ja, mich haben die Weiber gern. Weder ruf' ich, noch lock' ich sie, — werfen sich mir von selbst, fünf auf einmal, um den Hals . . .“

Er setzte sich auf einen Sack mit Mehl und erzählte lang und breit, wie sehr die Weiber ihn liebten, und wie kühn er ihnen gegenüber wäre. Dann ging er weg, und nachdem die Thür kreischend hinter ihm ins Schloß gefallen, blieben wir lange stumm und dachten an ihn und seine Reden. Dann brachen wir plötzlich alle auf einmal das Schweigen, und es stellte sich heraus, dass er uns allen gefiel. So ein netter treuherziger Bursche — besuchte uns ohne Umstände, nahm Platz, plauderte. Sonst kam ja niemand zu uns, und niemand sprach mit uns so freundschaftlich . . . Und wir redeten jetzt in einem fort von ihm und seinen künftigen Erfolgen bei den Goldstickerinnen, die uns mit verächtlichem Nasenrümpfen aus dem Wege gingen, wenn sie uns auf dem Hofe sahen oder direct auf uns lossteuerten, als wären wir Luft. Aber wir bewunderten sie immer, wenn wir sie draussen trafen oder wenn sie an unseren Fenstern vorbeispazierten — im Winter in eigenartigen Mützen und Pelzen, im Sommer in blumengarnierten Hüten und mit farbigen Schirmen in der Hand. Dafür aber sprachen wir von diesen Mädchen so, dass sie hätten rasend werden können vor Scham und Wut, wenn sie uns gehört hätten.

„Dass er nur nicht Tanjuschkä . . . verdirbt!“ sagte plötzlich der Bäcker in besorgtem Ton.]

Wir verstummten, durch diese Worte ganz bestürzt. Tanja war uns ganz aus dem Sinn gekommen, gleichsam verdrängt durch die starke, schöne Gestalt des Soldaten. Dann entspann sich ein lebhafter Streit: die einen behaupteten,

Tanja werde sich nimmermehr dazu hergeben, die anderen meinten, sie werde dem Soldaten nicht standhalten können, und die dritte Gruppe schlug vor, ihm das Fell zu gerben, falls er die Tanja verfolgen sollte. Und endlich beschlossen alle, auf den Soldaten und Tanja achtzugeben und das Mädel vor ihm zu warnen . . . Das machte dem Streit ein Ende.

Vier Wochen waren seitdem verflossen; der Soldat buk währenddessen Semmel, spazierte mit den Goldstickerinnen herum, besuchte uns oft, sprach aber kein Wort über seine Erfolge bei den Mädchen, drehte nur seinen Schnauzbart und leckte sich lüstern die Lippen.

Tanja kam nach wie vor jeden Morgen nach „Kringelchen“ und war wie immer lustig, nett und freundlich gegen uns. Wir machten wohl Versuche, mit ihr über den Soldaten zu reden, aber sie nannte ihn „ein glotzüugiges Kalb“, gab ihm allerhand Spottnamen, und das beruhigte uns. Wir sahen, wie die Goldstickerinnen mit dem Soldaten tändelten und waren stolz auf unser Mädel; Tanjas Betragen machte gleichsam auch uns allen Ehre, wir ahmten ihr nach und fingen an, den Soldaten geringschätzig zu behandeln. Sie aber wurde uns noch lieber, und noch freudiger und gutmütiger begrüßten wir sie jeden Morgen.

Eines Tages kam der Soldat etwas angetrunken zu uns, setzte sich und begann zu lachen. Als wir ihn fragten, worüber er denn lache, erklärte er uns: „Dort haben sich zwei . . . die Lydka und die Gruschka . . . meinewegen geprügelt . . . Wie die sich verstümmelt haben! Ha — ha! Eine hat die Andere bei den Haaren gefasst, hat sie im Vorhaus zu Boden geworfen und sich rittlings auf sie 'raufgesetzt . . . ha — ha — ha! Haben sich die Fratzen zerkratzt . . . zerfetzt . . . zum Totlachen! Weshalb können sich die Frauenzimmer bloss nicht ehrlich schlagen? Warum kratzen sie sich immer? na?“

Er sass auf der Bank, gesund, sauber, fröhlich, er sass so da und lachte in einem fort. Wir schwiegen. Dieses Mal machte er auf uns einen unangenehmen Eindruck.

„N—nein, was für ein Glück ich bei den Weibspersonen hab', na? Zum Kranklachen! Ein Wink — und sie sind verloren! T—teufel!“

Er erhob seine weissen haarigen Hände und liess sie geräuschvoll auf die Kniee fallen. Und in seinen Augen spiegelte sich eine so freudige Ueberraschung, als staune er selbst aufrichtig darüber, dass er bei den Weibern so viel Glück habe. Seine dicke rote Fratze glänzte vor Genugthuung und Selbstzufriedenheit, und er beleckte sich in einem fort lüstern die Lippen.

Unser Bäcker fuhr heftig und ärgerlich mit der Schaufel über den Ofenherd und sagte plötzlich spöttisch:

„s ist kein grosses Kunststück, kleine Tannen zu brechen, versuch's mal mit einer Fichte . . .“

„Das sagst du mir?“ fragte der Soldat.

„Ja wohl, dir . . .“

„Was ist denn los?“

„Nichts . . . s'ist schon vorbei!“

„Nein, wart' mal! Was wolltest du damit sagen? Was für 'ne Fichte?“

Unser Bäcker erwiderte nichts und arbeitete geschwind mit seiner Schaufel drauf los: bald warf er die gekochten Kringel in den Ofen, bald nahm er die gebackenen heraus und warf sie geräuschvoll auf den Boden, wo sie von Jungen auf Baststreifen aufgereiht wurden. Er schien den Soldaten und den Wortwechsel ganz vergessen zu haben. Der Soldat aber geriet plötzlich in grosse Aufregung. Er erhob sich und ging stracks auf den Ofen los, auf die Gefahr hin, mit dem krampfhaft hin und her fahrenden Schaufelstiel eins in die Brust zu bekommen.

„Nein, du mußt mir aber sagen, wer ist sie denn? Du hast mich beleidigt . . . Ich? Mir kann keine entgehen, n—nein! Und du sagst mir solche Beleidigungen . . .“

Er schien sich sehr gekränkt zu fühlen. Wahrscheinlich beruhte seine Selbstachtung nur auf seiner Kunst, die Weiber zu verführen, und vielleicht war diese Fähigkeit das einzig Lebendige in ihm, das ihm die Möglichkeit gab, sich nicht als vollständig toten Mann zu fühlen.

Es giebt ja Menschen, für die irgend ein Gebrest ihrer Seele oder ihres Körpers das Wertvollste und Beste in ihrem Leben ist. Sie brüsten sich damit, sie leben nur davon, und indem sie daran kranken, saugen sie zugleich ihre Nahrung daraus, sie klagen darüber und lenken so die Aufmerksamkeit ihrer Mitmenschen auf sich. Sie erheben dadurch den Tribut der Teilnahme von ihren Nächsten, und ausser diesem besitzen sie nichts. Nehmt ihnen ihr Siechtum, heilt sie davon, und sie werden unglücklich sein, weil sie das einzige Mittel zum Leben verlieren, — weil sie dann vollkommen hohl werden. Zuweilen ist das Dasein eines Menschen so arm, dass er gezwungen ist, sein Laster zu schätzen und davon zu zehren; man kann geradezu behaupten, die Menschen seien aus Langeweile lästerhaft.

Der Soldat war beleidigt, rückte unserm Bäcker zu Leibe und heulte:

„Nein, du mußt mir sagen, wer?“

„Soll ich's dir sagen?“ sprach plötzlich der Bäcker, sich umwendend.

„Nun?“

„Kennst du Tanja? . . . Na, da hast du's! Versuch's mal!“

„Ich?“

„Du!“

„Die? Nichts leichter, als das!“

„Wollen wir sehn!“

„Du wirst's schon sehn! H—ha!“

„Sie wird dich . . .“

„Einen Monat Zeit!“

„Bist du aber ein Prahnhans, du Soldat!“

„Zwei Wochen! Ich werd' dich schon überzeugen! Wer ist sie? Tarjika!

Pah! . . .“

„Na, jetzt scher' dich . . . störst mich!“

„Vierzehn Tage — und fertig ist sie! Ach du . . .“

„Geh' weg, sag' ich dir!“

Unser Bäcker wurde plötzlich rabiat und holte mit der Schaufel zum Schläge aus. Der Soldat wich ganz verduzt zurück, schaute uns an, schwieg eine Weile, sagte dann leise in unheilverkündendem Ton: „Na, wartet mal!“ und begab sich hinaus.

Während des Streites schwiegen wir alle, auf den Ausgang desselben gespannt. Aber als der Soldat fort war, begannen wir lebhaft lärmend durcheinander zu reden.

Jemand von uns rief dem Bäcker zu:

„Hast nicht recht gethan, Paul!“

„Du, scher' dich nur um deine Arbeit!“ versetzte der Bäcker grimmig.

Wir fühlten, dass der Soldat empfindlich gekränkt sei, und dass der Tanja Gefahr drohe. Zugleich aber bemächtigte sich unser ein angenehm prickelndes Gefühl von Neugierde auf das Kommende. Wird wohl Tanja dem Soldaten standhalten können? Und fast alle riefen überzeugt:

„Tanjika? Die wird standhalten! An die kann man so ohne weiteres nicht 'rankommen!“

Wir brantén darauf, die Unzerstörbarkeit unseres Götzen zu erproben; wir suchten eifrig einander zu beweisen, dass er ein überaus fester Götze sei und diese Feuerprobe mit Ehren bestehen werde. Schliesslich wollte es sogar scheinen, wir hätten den Soldaten zu wenig aufgehetzt; er könnte den Streit vergessen und wir müssten ihn darum noch einmal tüchtig anreizen. Seit diesem Tage befanden wir uns in einem ganz besonderen Zustande nervöser Spannung, was sonst nie früher bei uns der Fall war. Wir stritten fortwährend mit einander, als wären wir gescheitert geworden, und sprachen von nun an mehr und besser. Uns dünkte, wir spielten mit dem Teufel irgend ein gewagtes Spiel, und unser Einsatz wäre — Tanja. Und als wir von den Semmelbäckern erfuhren, der Soldat habe angefangen, „unserer Tanjika den Hof zu machen“, ward es uns unheimlich wohl zu Mute, und wir fanden das Leben jetzt so interessant, dass wir nicht einmal merkten, wie der Meister, diese Animiertheit ausnützend, uns noch vierzehn Pud Mehl pro Tag draufgab. Die Arbeit schien uns jetzt gar nicht zu ermüden. Den ganzen Tag hatten wir Tanjas Namen im Munde. Und jeden Morgen erwarteten wir sie mit der grössten Ungeduld. Zuweilen hatten wir die Empfindung, Tanja werde gleich erscheinen, aber sie werde eine andere sein, nicht mehr die alte.

Doch erzählten wir ihr nichts von dem stattgehabten Streit. Wir fragten sie nicht aus und behandelten sie wie vordem mit liebevoller Freundlichkeit. Aber unseren Gefühlen zu Tanja mischte sich jetzt etwas Neues und Fremdes bei — und dieses Neue war Neugierde, scharf und kalt wie ein Messer von Stahl . . .

„Jungens! Heut' läuft der Termin ab!“ sagte eines Morgens der Bäcker, seine Schaufel ergreifend.

Wir wussten das auch ohnehin, aber dennoch rüttelten uns diese Worte noch mehr auf.

„Seht sie aufmerksam an . . . wird gleich kommen!“ rief der Bäcker.

Einer von uns rief bedauernd:

„Kann man denn mit den Augen was merken?“

Und wieder entbrannte zwischen uns ein lebhafter lärmender Streit. Heute sollten wir endlich erfahren, wie rein und unbefleckbar das Gefäß ist, in welches wir unser Bestes gegossen. An diesem Morgen ward es uns zum erstenmal völlig klar, dass wir in der That ein gefährliches Spiel begonnen, dass wir durch diese Lauterkeitsprobe unsern Götzen verlieren könnten. Diese ganze Zeit über hörten wir, Tanja werde von dem Soldaten hartnäckig verfolgt, aber niemandem von uns war es eingefallen, sie zu fragen, wie sie sich ihm gegenüber verhielte. Und sie kam nach wie vor jeden Morgen Kringelchen holen und war so wie immer.

Auch an diesem Tage ertönte ihre Stimme.

„Arrestantchen! Hier bin ich . . .“

Wir machten die Thür auf, und als sie eintrat, blieben wir gegen unsere Gewohnheit stumm. Wir starrten sie an, nicht wissend, worüber wir mit ihr sprechen, wonach wir sie fragen sollten. Und so standen wir vor ihr, eine düstere, schweigende Schar. Sie schien über diesen ungewohnten Empfang erstaunt zu sein, und plötzlich sahen wir sie erbleichen, unruhig werden; dann fragte sie gepresst:

„Warum seid ihr . . . so?“

„Und du?“ versetzte der Bäcker finster, sie unverwandt anblickend.

„Was denn?“

„N — nichts . . .“

„Nun, so gebt nur geschwind die Kringelchen her“ . . .

Früher hat sie uns nie zur Eile gemahnt . . .

„Hast Zeit!“ sagte der Bäcker, sich nicht vom Flecke rührend und sie noch immer fixierend.

Da machte sie plötzlich Kehrt und verschwand hinter der Thür.

Der Bäcker nahm seine Schaufel, wandte sich zum Ofen weg und sagte ruhig:

„Also fertig! . . . Na, ist das aber ein Soldat! . . . Ein gemeiner Kerl! . . . Ein Hundsfott!“ . . .

Gleich einer Hammelherde drängten wir uns alle zum Tisch, setzten uns schweigend nieder und begannen träge zu arbeiten. Bald aber sagte einer:

„Vielleicht ist . . .“

„Nichts da!“ schrie ihn der Bäcker an.

Wir wussten alle, dass er ein gescheiter Mann ist, gescheiter, als wir. Und aus seinem Ausruf klang die Ueberzeugung von des Soldaten Sieg . . . Uns war traurig und elend zu Mute . . .

Um zwölf Uhr — als wir Mittag assen — stellte sich der Soldat ein. Er war wie immer sauber und stutzerhaft gekleidet und sah uns — wie immer — frank und frei ins Gesicht. Uns aber war's peinlich, ihn anzuschauen.

„Nun, geehrte Herren, wollt ihr, so werd' ich euch meine Soldatenbravour zeigen“ sprach er mit stolzem Lächeln. „Geht mal ins Vorhaus und guckt durch die Ritzen . . . verstanden?“

Wir traten hinaus und drängten uns an der Bretterwand zusammen, die nach dem Hofe zu lag. Wir brauchten nicht lange zu warten. Bald eilte Tanja mit besorgtem Gesicht über den Hof, die Schmutzlachen überspringend. Sie verschwand hinter der Eiskellerthür. Darauf begab sich auch der Soldat dorthin, gemächlichen Schrittes und ein Liedchen pfeifend. Seine Hände steckten in den Taschen, und sein Schnauzbart bewegte sich . . .

Es regnete; wir sahen, wie die Tropfen in die Pfützen fielen und wie deren Fläche sich kräuselte. Es war ein trüber, feuchter Tag — ein sehr langweiliger Tag. Noch lag auf den Dächern Schnee, doch auf der Erde waren bereits dunkle Schmutzflecken. Aber auch auf den Dächern war die obere Schneeschicht schon schmutzibraun. Der Regen fiel langsam nieder, und traurig klang sein Plätschern. Kalt war uns und peinlich, zu warten . . .

Erst kam der Soldat aus dem Keller zum Vorschein; er schritt langsam über den Hof, den Schnurrbart bewegend, die Hände in den Taschen — er war so wie immer.

Dann — trat auch Tanja heraus. Ihre Augen . . . ihre Augen leuchteten vor Freude und Glück, und ihre Lippen — lächelten. Und sie ging wie im Schlaf, wankend, taumelnd . . .

Wir konnten das nicht ruhig ertragen. Alle auf einmal stürzten wir zur Thür, rannten auf den Hof hinaus und begannen sie auszupfeifen und anzubrüllen, feindselig, laut, wild.

Sie fuhr zusammen, als sie uns erblickte, und blieb wie angewurzelt in einer Schmutzlache stehen. Wir umringten sie und schmähten sie schadenfroh mit unzüchtigen Worten, mit schamlosen Reden.

Wir thaten's nicht laut und langsam, da wir sahen, dass sie uns nicht entkommen werde, dass sie von uns umzingelt war und wir unser Mütchen an ihr kühlen konnten. Ich weiss nicht, warum wir sie nicht auch geschlagen haben. Sie stand in unserem Kreise und wandte den Kopf bald nach der einen, bald nach der anderen Seite, während unsere Schmähungen sie umschwirrten. Und immer heftiger, immer stürmischer bewarfen wir sie mit dem Schmutz, mit dem Gift unserer Worte.

Alles Blut wich aus ihrem Gesicht. Ihre blauen Augen, soeben noch glücklich strahlend, weiteten sich, ihre Brust hob sich schwer, und die Lippen bebten.

Und wir umschlossen sie immer enger, wir nahmen Rache an ihr, denn sie hatte uns beraubt. Sie gehörte ja uns, wir hatten ihr unser Bestes geschenkt, und obwohl es nur aus Bettlerbrocken bestand, so waren wir doch unser sechszwanzig, sie aber war allein, und darum gab's keine so schreckliche Qual, die ihrer Schuld gleich käme! Wie wir sie schmähten! . . . Und sie blieb stumm, sah mit wilden Blicken um sich und zitterte am ganzen Körper.

Wir lachten, johlten, brüllten . . . Es kamen noch Leute gelaufen . . . Jemand von uns zog Tanja am Aermel . . .

Plötzlich blitzten ihre Augen auf; sie erhob langsam die Hände, strich sich das Haar glatt und sagte laut, aber ruhig, uns direct ins Gesicht:

„Ach, ihr armseligen Arrestanten!“ . . .

Und sie schritt auf uns los, schritt einfach so los, als wären wir gar nicht da, und darum wagte es auch niemand, ihr länger den Weg zu versperren.

Und als sie aus unserem Kreise heraus war, sagte sie, ohne sich umzuschauen, laut und mit unbeschreiblicher Geringschätzung:

„Ihr Lu—umpen . . . Sch—scheusale ihr!“ . . .

Und — ging von dannen.

Wir aber blieben auf dem Hofe stehen, in Schmutz und strömendem Regen, unter dem grauen Himmel ohne Sonne.

Dann gingen auch wir schweigend in unsere feuchte steinerne Grube zurück. Wie früher stahl sich nie ein Sonnenstrahl durch unsere Fenster, und Tanja kam nie mehr wieder. . .

Rundschau.

Öffentliches Leben.

Genossenschaftsbewegung. (Der 32. Verbandstag sächsischer Consumvereine — Die neue Schlächtereier des Leipzig-Connewitzer Consumvereins. — Das Jahrbuch der englischen und schottischen Grosseinkaufsgesellschaft. — Eindrücke aus der britischen Genossenschaftswelt. — Internationale Genossenschaftscongresse in Paris) Am 12. und 13. Mai fand in Grossenhain der 32. Verbandstag sächsischer Consumvereine statt. Nach dem Bericht des Vorstandsvorstehers, Radestock, zählt die Organisation heute 38 Vereine mit 47241 Mitgliedern, das ist 3322 mehr als im Vorjahre. Der Umsatz betrug im Jahre 1899 11256546 Mk. gegen 10233472 Mk. in 1898, und zwar ist der Umsatz auch in den Umsatzsteuern bezahlenden Genossenschaften nicht zurückgegangen, sondern hat sich wie in den meisten übrigen stark vermehrt. Aus den Verhandlungen heben wir den Beschluss hervor, ein gleiches Formular für die Geschäftsberichte aller Verbandsvereine einzuführen. Ferner gelangte eine Resolution zur Annahme, in der den Vereinen empfohlen wird, trotz aller Steuerchikanierungen an ihrer alten Praxis festzuhalten, das heisst weiter zu angemessenen Tagespreisen, zu verkaufen.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts in der Eigenproduction hat der Consumverein Leipzig-Connewitz durch die Errichtung einer eigenen Schlächtereier gemacht, von der uns in No. 17 des Wochenberichts

deutscher Consumvereine eine anschauliche Schilderung gegeben wird. In den hellen luftigen Räumen des in roten Ziegeln aufgeführten Neubaus arbeiten 1 Schlächtermeister und 9 Gesellen in neunstündiger Arbeitszeit. 2 Dampfmaschinen zu 25 und 30 Pferdekraft erzeugen die elektrische Kraft für die Lichtanlage, sowie für den Antrieb der zur Bearbeitung des Fleisches dienenden Maschinen. Alle Einrichtungen sind in grossem Stile, und der ganze Betrieb ist mit den Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestattet. Das Schneiden des Wellfleisches, das Durchsägen der Knochen, das Hacken, Mischen und das Pressen des Wurstfleisches in die Därme, alles wird mittels Maschinen besorgt. In dem Pökelraum befinden sich 12 Bassins von je 9—10 cbm. Inhalt, die insgesamt 150 Centner Fleisch fassen können. In dem grossen Kühlraum ist ein 6000 Calorien starker Compressor aufgestellt, der die Luft unter den Gefrierpunct abkühlt, so dass selbst im heissesten Sommer das dort aufbewahrte Fleisch vor dem Verderben geschützt ist. Ganz modern ist auch die Einrichtung der Räucherkanimer.

Geschlachtet wurden von Januar bis März 271 Schweine, 46 Rinder, 57 Kälber und 52 Hammel. Der Wert der während dieser Zeit verkauften Fleisch- und Wurstwaren betrug 89177 Mk., der erzielte Reingewinn 4074 Mk. Die Mitgliederzahl des Vereins ist seit dem Bestehen der Fleischerei von 1952 auf 2735 gestiegen, und der Umsatz hat sich fast auf die doppelte Höhe des in den gleichen Monaten des Vorjahres erzielten gehoben.

Der Erfolg, den der Leipzig-Connewitzer Consumverein mit der Errichtung seiner Schlächtereier erzielt hat, beweist, dass die Bedenken, die, gestützt auf üble praktische Erfahrungen, häufig gegen diese Seite der consumgenossenschaftlichen Selbstproduction erhoben werden, schwinden müssen, wo es sich um auf breiter Grundlage, d. h. einem gesicherten Massenabsatz aufgebaute und daher alle technischen und commerciellen Vorteile des Grossbetriebs genießende Unternehmen handelt. Möge daher das Beispiel dieses Vereins unter den deutschen Consumgenossenschaften bald zahlreiche und ebenso glückliche Nachfolger finden!

Wiederum ist das Jahrbuch (Annual 1900) der englischen und schottischen Grosseinkaufsgesellschaft erschienen als wertvolles Nachschlagebuch für die britischen Genossenschaftler und als interessantes Studienobject für alle sonstigen Freunde des Genossenschaftswesens. Wie in früheren Jahren ist es mit ca. 100 Holzschnitttafeln geschmückt, auf denen die Geschäftshäuser, Niederlagen, Fabriken, Werkstätten und Schiffe der beiden Grosseinkaufsgesellschaften dargestellt sind. Das ist eine sehr gute Einrichtung, denn thatsächlich vermag ein solcher, wenn auch mit den einfachsten Mitteln ausgeführter, Holzschnitt dem Leser eine bessere Vorstellung vom wirklichen Umfange und der Bedeutung eines Unternehmens zu geben, als seitenlange Beschreibungen und statistische Zahlen. Wenn wir die imposante Reihe riesiger Fabriken und Niederlagen der englischen Cooperative Wholesale Society an uns vorüberziehen sehen, wenn wir die sich durch architektonische Schönheit auszeichnenden Monumentalgebäude der schottischen C. W. S. betrachten, dann müssen wir, ob wir wollen oder nicht, es zugestehen, dass die britische Genossenschaftsbewegung zu einem Machtfactor in dem Wirtschaftsleben ihres Landes geworden ist, und wir werden uns besonders klar der principiellen Bedeutung bewusst werden, die das Bestehen so gewaltiger auf dem Collectiveigentum aufgebauter Unternehmungen für unsere Theorien und Anschauungen von der socialen und wirtschaftlichen Entwicklung haben muss. Aber auch für den Freund der Statistik ist gesorgt. Mitgliederzahl, Capital, Umsatz, Reingewinn der britischen Genossenschaften, sowie der beiden Grosseinkaufsgesellschaften, im speciellen seit Bestehen der letzteren bis zum Jahre 1897, Grösse der jährlichen Production in den den C. W. S. gehörigen Fabriken und andere interessante Daten werden uns in zahlreichen Tabellen, zum Teil in graphischer Darstellung vor Augen geführt. Daran schliessen

sich Tabellen über juristische, politische, wirtschaftliche, praktische Fragen aller Art. Und endlich ist noch eine Serie wertvoller Artikel zu nennen sowohl über Themata von allgemeinem, als auch von specifisch genossenschaftlichem Interesse. Alles in allem ein sehr interessantes, dem Genossenschaftler manches Wissenwerte bietendes Buch.

Noch von einer anderen Seite kommt uns soeben interessante Kunde aus der englischen Genossenschaftsbewegung.

Dr. Hans Müller, der bekannte Secretär des Verbandes der schweizerischen Consumgenossenschaften, befindet sich augenblicklich auf einer Studienreise in England. Die daselbst empfangenen Eindrücke aus der britischen Genossenschaftswelt legt er in einer in No. 9 des von ihm redigierten Correspondenzblattes der schweizerischen Consumvereine beginnenden, sehr ansprechend geschriebenen Artikelserie nieder. In dem zweiten der mir vorliegenden Artikel schildert Müller den Besuch einer von der Londoner Buchdrucker-Productivgenossenschaft einberufenen Versammlung, in der über das Verhältnis der Trade-Unions und der Cooperativen zu einander discutiert werden sollte.

Die Versammlung fand zu einer merkwürdigen Zeit, nämlich an einem Sonnabend nachmittags 3 Uhr statt, was aber infolge der fast allgemein üblichen Schliessung der Fabriken, wie auch vieler Geschäfte, in London sehr wohl angängig ist. Der Ort der Zusammenkunft war der elegant eingerichtete Saal eines gutclassigen Hôtels, und die sämtlich sehr „gentlemanlike“ aussehenden Versammlungsteilnehmer, — über 100 Vertreter beiderlei Geschlechts der eingeladenen Gewerkschaften und Genossenschaften — „verrieten in ihrem Aeusseren durch nichts, dass sie Arbeiter seien.“ So wohl von dem Referenten, als auch den meisten Discussionsrednern wurde die Notwendigkeit eines Zusammengehens der beiden sich ergänzenden Arbeiterorganisationen anerkannt. Eine Resolution, in der, wie wir den Cooperative News entnehmen, die beiderseitigen Vertreter ihre „herzliche Billigung der wachsenden Freundschaft zwischen der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bewegung“ aussprachen, fand einstimmige Annahme. Nach Schluss der Versammlung nahmen die Teilnehmer einen von der einladenden Genossenschaft arrangierten „Tea“ mit kaltem Schinken und Roastbeef, sowie Confitüren und Kuchen ein, eine uns gleichfalls recht wenig proletarisch anmutende Sitte. Hochinteressant ist sodann die Schilderung, die Müller von seinem Besuche der

Army and Navy Society, des grossen Warenhauses der Armee- und Flottenofficiere, giebt. Diese Gesellschaft, die freilich einige capitalistische Züge aufweist — so wird der erzielte Ueberschuss auf die Anteile, und nicht dem Consum gemäss verteilt — ist wohl als der grossartigste Versuch einer Organisation des Détailhandels im Interesse der Consumenten anzusehen. In den in 4 Etagen gelegenen 80 grossen Sälen dieses genossenschaftlichen Warenhauses bekommt man schlechterdings alles, was der Mensch, und zwar der verwöhnteste Culturmensch, brauchen kann. Hier giebt es zu kaufen: Möbel und Colonialwaren, Kleider und Brennmaterialien, Grabkreuze und Schlächtereiprodukte, Ballbouquets und Orgeln, persische Teppiche und Pferdesättel, Diamantencolliers und Apothekervaren, astronomische und physikalische Apparate, lebende Affen und Papageien, Rehziemer und Musikalien, Automobils, Fahrräder und Kunstwerke moderner Maler, Bücher und Spirituosen, Uniformen, Schirme, Handschuhe, Papier, Eisen-, Porzellan-, Korb- und Lederwaren, und das alles in grossartigster, jedem Geschmack etwas bietender Auswahl. Der Umsatz der Gesellschaft betrug im Jahre 1899 die Kleinigkeit von 64 Mill. Mk. Von ähnlichem, wenn auch nicht ganz so grossem Umfange sind auch die Warenhäuser der englischen Civilbeamten. Man muss es gesehen: diese Leute haben die Vorteile des gemeinschaftlichen Einkaufs in einer Weise begriffen, dass sich mancher Arbeiter daran ein Muster nehmen könnte, für den es sich doch bei der genossenschaftlichen Organisation nicht nur um Wahrung seiner persönlichen, sondern auch um die Förderung seiner ureigensten Classeninteressen handelt.

Eine Fülle von internationalen Genossenschaftscongressen wird sich im Juli über Paris ergiessen. Für den 7. bis 10. Juli ist in Anbetracht „der grossen Bedeutung, welche in den letzten Jahren unter den Mitteln der Umwandlung der gegenwärtigen Gesellschaft in eine neue, besser organisierte, auf gerechterer Verteilung des Reichtums beruhende die Genossenschaftsbewegung gewonnen hat“, wie es in der Einladung heisst, von socialistischer Seite ein Consumvereinscongress einberufen worden, auf dem neben verschiedenen anderen wichtigen Fragen auch die internationalen Beziehungen zwischen Genossenschaften, Genossenschaftsverbänden und Genossenschaftsbörsen behandelt werden sollen. Vom 11. bis 13. Juli tagt der Congress der Productionsgenossenschaften, vom 15. bis 18. der der Teilnahme am Profit (labour

copartnership). Fast zu gleicher Zeit, nämlich vom 16. bis 18. Juli, soll der internationale Congress der Consumgenossenschaften stattfinden, dessen Programm wir bereits im April-Hefte (pag. 220) mitteilten. Und vom 18. bis 22. Juli will endlich der internationale Genossenschaftsbund seine Sitzungen abhalten, die entschieden das interessanteste Programm aufweisen. Wir lassen die wichtigsten Punkte hier folgen: Punct 3. Bericht der Vertreter der verschiedenen Länder über den Stand des Genossenschaftswesens in ihrer Heimat. 5. Genossenschaftsprincip beim Arbeitslohn und der Gewinnbeteiligung. 6. Die verschiedenen Formen der Productivgenossenschaft. 8. Die zu schaffenden Handelsbeziehungen zwischen den Consumvereinen, Productiv-, Ackerbau- und Creditgenossenschaften der verschiedenen Länder. 9. Der praktische Wert der Gross-einkaufsmagazine für die genossenschaftliche Organisation. 10. Die Genossenschaft als Mittel zur Annäherung der besten Elemente aller Classen und zum endlichen Erreichen des socialen Friedens und der Völkerverbrüderung. Besonders auf die Verhandlungen über Punct 8 und 10 und deren praktische Ergebnisse darf man mit Recht gespannt sein.

Gertrud David.

Bücher.

Adolf Damaschke: Vom Gemeinde-Socialismus. Achetes Tausend. Berlin 1900; J. Harrwitz Nachflg.

Karl Trimbom und Dr. Otto Thissen: Die Thätigkeit der Gemeinden auf socialen Gebiete. (Communale Socialpolitik.) Nebst einer Einleitung: Ueber die Pflicht: kommunaler Socialpolitik. Von Franz Brandts. Köln, 1900; J. P. Bachem.

Je mehr sich die Erkenntnis Bahn bricht, dass es in erster Linie Pflicht der Gemeinden ist, den socialen Forderungen der Arbeiterschaft Rechnung zu tragen, desto mehr wächst die Zahl der Veröffentlichungen, die sich auf die wichtige Frage der kommunalen Socialpolitik beziehen. Unsere socialistische Litteratur weist in dieser Beziehung leider noch eine erhebliche Lücke auf, so dass wir bei der praktischen Agitation fast ausschliesslich auf Publicationen von bürgerlicher Seite angewiesen sind.

Die beiden neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der kommunalen Socialpolitik bzw. des Gemeinde-Socialismus verdienen auch auf seiten der Socialdemokraten die höchste Beachtung, und dies um so mehr als sich unsere Communalprogramme in Bezug

auf die zunächst zu erreichenden Ziele nicht wesentlich von den Programmen der bürgerlichen social gesinnten Kreise unterscheiden. Ja, in mancher Beziehung sind unsere Communalprogramme sogar recht mangelhaft. Das gilt namentlich von der Wohnungsfrage und der damit zusammenhängenden Grund- und Bodenfrage. Auf der Conferenz der Gemeindevertreter der Provinz Brandenburg wurde diese wichtige Frage nicht einmal gestreift; auf der Württemberger Conferenz stand allerdings das Wohnungswesen auf der Tagesordnung; der von C. Hugo ausgearbeitete Programmentwurf hatte die Regelung der Wohnungsfrage vorgesehen, aber es kam nicht mehr zur Erörterung dieses Punctes. Das einzige socialdemokratische Gemeindeprogramm, das sich mit der Wohnungsfrage befasst, ist das sächsische. Dasselbe forderte in seinem ursprünglichen Entwurf eine „gemeinnützige Wohnungspolitik. Aufstellung solcher Bebauungspläne und Ortsbaustatuten, die eine übermässige Ausnutzung des Bodens und eine Herstellung ungesunder Wohnungen ausschliessen. Verhinderung der Bauspeculation und des Wohnungswuchers durch Erwerbung des innerhalb der vorhandenen oder projectierten Bebauungspläne liegenden Areal. Vorkehrungen, die den Wucher bei Verwertung von Gemeindeland ausschliessen.“ Die Landesconferenz hat nur die gesperrt gedruckten Worte stehen lassen, und auch ein von Kautsky in seiner Kritik des sächsischen Entwurfs gemachter Vorschlag (Herstellung von Wohnungen für die unbemittelten Volksclassen unter Ausschluss aller fiscalischen Gesichtspuncte) ist leider unberücksichtigt geblieben.

Auch private Aeusserungen von Parteigenossen über die Regelung der Wohnungsfrage finden sich nur einzeln. So stellt z. B. Eduard Bernstein als eine der nächsten Forderungen des Municipalsocialismus eine Erweiterung des Expropriationsrechts der Gemeinden hin, da heute eine ganze Reihe von Massnahmen wirtschaftspolitischen Charakters am Widerstand oder an übertriebenen Forderungen der Grundeigentümer ein geradezu unübersteigbares Hindernis finden würden. Und Curt Freudenberg fordert am Schluss einer im Vorwärts veröffentlichten Artikelserie über unser Communalprogramm die Verwandlung der Grundstücksertragssteuer in eine Grundwertsteuer mit entsprechenden Sätzen. Die ausführliche Abhandlung von Hugo schliesslich bezieht sich nur auf englische Verhältnisse.

Es herrscht also auf diesem Gebiete thatsächlich eine fühlbare Lücke in der

socialistischen Litteratur, die auszufüllen die Schriften von Damaschke und von Trimborn-Thissen einigermaßen geeignet sind. Namentlich widmet Damaschke, der ja als eifriger Bodenreformer bekannt ist, einen grossen Teil seines Buches dieser Frage. Zunächst beschäftigt sich Damaschke eingehend mit der Zuwachsrente, einem von der Schule der Bodenreformer in den Sprachgebrauch eingeführten Begriff, der eine Wertsteigerung des nackten Bodens bezeichnet, die ohne jede Verbesserung des Bodens an sich, ohne jede Arbeit des einzelnen Bodeneigentümers erfolgt. Damaschke will die Zuwachsrente für die Gesamtheit zurückgewinnen und so die Gemeinde reich genug machen für alle notwendigen Culturaufgaben. Er schlägt zu diesem Zwecke eine Steuerreform vor, die auf eine Erhöhung der Umsatzsteuer, auf Einführung einer Bauplatzsteuer und einer progressiven Zuwachssteuer hinausläuft. Die Zuwachssteuer soll bei jedem Verkauf von Grund und Boden die Zuwachsrente oder doch einen möglichst hohen Teil derselben der Gesamtheit erhalten; sie soll progressiv gestaltet sein, so dass sie bei kleinen Grundstücken, die im wesentlichen Wohn- und Werkstätte einer einzelnen Familie bilden, in ganz mässigen Grenzen bleibe. Weiter erhebt Damaschke die sehr vernünftige Forderung, dass kein Fuss breit Gemeindegrundeigentum der Privatspeculation ausgeliefert wird, dass im Gegenteil jeder nur irgendwie gangbare Weg beschritten wird, um das Gemeindegrundeigentum planmässig zu vermehren. Er findet sich in dieser Forderung in Uebereinstimmung mit dem bekannten Stadtrat Flesch, der den Erwerb der notwendigen Grundflächen, eine zielbewusst auf die planmässige Vergrösserung des städtischen Grundbesitzes gerichtete Politik als notwendige Voraussetzung und sicherstes Hilfsmittel für alle städtischen Wohlfahrtsbestrebungen bezeichnet.

Fordern auch die Steuervorschläge Damaschkes im einzelnen zur Kritik heraus, so können wir uns vom socialdemokratischen Standpunct doch im Princip damit einverstanden erklären. Unsere völlige Zustimmung aber findet der Verfasser in seinen weiteren Vorschlägen, die sich speciell auf die Wohnungsreform beziehen. Hier fordert Damaschke die Einführung einer wirksamen Wohnungsinspektion, wie sie z. B. in Essen bereits besteht, die Errichtung kommunaler Wohnungsnachweise nach dem Muster von Köln, Bauordnungen, um die Mietscasernen, die Massengräber des Volkswohls, unmöglich zu machen, den Bau eigener Häuser mit kleinen Wohnungen seitens der Gemeinden;

vor allem aber die Unterstützung zweckentsprechender freier Baugenossenschaften durch die Gemeinde.

Auch Trimborn und Thissen widmen der Mitwirkung der Gemeinden an der Wohnungsreform ein besonderes Capitel ihrer Schrift und kommen dabei zu Vorschlägen, die sich im wesentlichen mit denen von Damaschke decken. Man muss den Verfassern beipflichten, wenn sie sagen, dass die allgemeine Wichtigkeit der Aufgaben der Gemeinden zur Abhilfe der Wohnungsnot nicht bestritten werden kann, wenn man nicht absichtlich dem grossen Umfang und dem überall stetigen Anwachsen der Wohnungsnot sein Auge verschliessen will. Besondere Beachtung verdienen die Vorschläge einer zweckmässigen Gestaltung der Grund- und Gebäudebesteuerung, um das Entstehen kleiner, billiger Wohnungen zu ermöglichen, und der Steuererleichterung für Häuser mit kleinen Wohnungen. Massnahmen, die nach dem preussischen Communalabgabengesetz rechtlich zulässig sind.

Wir sind bei diesen Fragen absichtlich etwas länger verweilt, da sie, wie gesagt, in unseren Reihen noch lange nicht genügend gewürdigt zu werden scheinen. Um so schneller gehen wir über die anderen Capitel hinweg.

In Bezug auf die Volksschule stimmen die Forderungen von Damaschke mit den unserigen überein, und auch Trimborn und Thissen stehen in mancher Beziehung auf unserem Standpunct. Gleich uns fordern sie beide die obligatorische Fortbildungsschule für Knaben und Mädchen, die Errichtung von Volksbibliotheken in Verbindung mit öffentlichen Lesehallen und die Fürsorge der Gemeinde für allgemeine Bildung durch Veranstaltung von Theateraufführungen zu mässigen Preisen u. dergl. Dass Trimborn und Thissen dem Religionsunterricht einen grossen Wert beimessen, erklärt sich aus ihrer politischen Stellung als Anhänger des Centrums. Es heisst doch aber etwas zu sehr den Parteimann hervorkehren, wenn sie den Besuch der allgemeinen Fortbildungsschule, welche die Lücken des Volksschulunterrichts ausfüllen und die „sittlich-religiöse Erziehung“ fortsetzen soll, obligatorisch machen wollen, nicht aber auch der der gewerblichen (interconfessionellen) Fortbildungsschule, angeblich, weil letztere bei freiwilligem Besuch erfahrungsgemäss bessere Erfolge aufweist. Uns scheint das Umgekehrte eher zutreffend zu sein.

Was die eigentlichen Arbeiterfragen betrifft, so ist in beiden Schriften der Grundsatz, dass Communalbetriebe Musterbetriebe sein sollen, obenan gestellt. Besonderes

Gewicht wird der Bildung von Arbeiterausschüssen beigemessen. Damaschke regt daneben auch eine Gewinnbeteiligung der Arbeiter und die Ausdehnung der Gewerbegerichte auf kaufmännische Angestellte und Dienstboten an; er fordert ferner die Errichtung von Auskunftsstellen zur kostenlosen Raterteilung in allen Rechtsfällen, soweit sie sich auf das gewerbliche Leben beziehen. Wenn auch all das, was in den beiden Schriften bezüglich der Arbeiterfrage enthalten ist, von uns bereits seit langen Jahren gefordert wird, so können wir doch in dieser Hinsicht ganz besonders das Werk von Trimborn und Thissen nicht angelegentlich genug empfehlen, namentlich, weil es eine ziemlich vollständige Uebersicht der bisherigen Leistungen der verschiedenen Gemeinden auf diesem Gebiete enthält.

In der Forderung der Erschliessung von Einnahmequellen durch Uebernahme von Gemeindebetrieben in eigene Regie begegnen wir uns ebenfalls mit den Autoren. Damaschke rechnet verständigerweise auch die Apotheken zuden Veranstaltungen monopolartigen Charakters, deren natürliche Herrin allein die Gesamtheit der Gemeinde sein dürfe.

Ueberflüssig erscheint es uns, wenn Damaschke ein besonderes Capitel seines Buches der Mittelstandsfrage widmet; wobei er auch mit seiner, allerdings nur bedingten, Schwärmerei für eine Warenhaussteuer nicht zurückhält, obwohl er deren schwache Seite erkannt zu haben scheint. Wir glauben weiter, dass Damaschke sich in einem schweren Irrtum befindet, wenn er sich von einer Regelung des Submissionswesens Vorteil für die Handwerker verspricht. Gewiss sind auch wir warme Anhänger einer Revision des Submissionswesens, aber wir geben uns keinen Augenblick der Hoffnung hin, dass dadurch der Mittelstand gerettet werden kann. Wir wissen sehr wohl, dass schliesslich von allen Submissionen doch der Grossbetrieb den Vorteil hat; weil wir das wissen, suchen wir wenigstens so viel wie möglich für die Arbeiter herauszuschlagen, indem wir fordern, dass nur solche Firmen berücksichtigt werden, welche sich vertragsmässig verpflichten, die Lohn- und Arbeitsbedingungen der von ihnen mit Gemeindearbeiten beschäftigten Arbeiter in Gemeinschaft mit den Fachorganisationen der Arbeiter festzusetzen. Die Erreichung dieses Ziels scheint uns wichtiger, als die fruchtlosen Versuche der Mittelstandsretter.

Sehr beachtenswert ist das Capitel. Oeffentliche Gesundheitspflege in dem Buch von Trimborn und Thissen. Die Verfasser betonen hierin u. a. auch die Pflicht der Gemeinden, sich an der

Bekämpfung der Lungenschwindsucht zu beteiligen, einmal durch prophylaktische Massnahmen, sodann aber auch durch Unterstützung von Volkshelstättchen u. dgl. Auch der Volksernährung können die Gemeinden erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden. Ebenso dürfte die Einsetzung von Orts-Gesundheits-commissionen für die Krankheitsverhütung und Bekämpfung erheblich ins Gewicht fallen.

Am Schlusse ihres Werkes empfehlen Trimborn und Thissen die Einrichtung von socialen Commissionen innerhalb der Gemeindeverwaltung, wie sie in einigen Städten, z. B. Köln, Frankfurt a. M., Karlsruhe, München bereits bestehen.

Was endlich die Stellung der Verfasser zum communalen Wahlgesetz betrifft, so erklärt sich Damaschke entschieden gegen die Ausdehnung des Reichswahlrechts auf die Gemeinden; er bekennt sich nur zum gleichen, geheimen und directen, aber nicht zum allgemeinen Wahlrecht, steht also in dieser Beziehung völlig auf dem Boden der Freisinnigen, nur mit dem Unterschiede, dass er daneben auch für ein Proportionalwahlsystem eintritt. Er hält es für billig, das Wahlrecht nur demjenigen zu geben, der wenigstens ein Jahr lang in einer Gemeinde lebt und arbeitet, und durch ausdrückliche persönliche Erklärung sich um das Bürgerrecht der Gemeinde erworben hat. Trimborn und Thissen äussern sich nicht über die Wahlrechtsfrage, hingegen betont Brandts in der von ihm herührenden Vorrede die Notwendigkeit, in nicht zu ferner Zeit Aenderungen zu gunsten der unteren Volksclassen bezüglich deren Teilnahme an der Gemeindevertretung herbeizuführen. „Der Zustand, wie er heute besteht, wo die zahlreiche Arbeiterschaft davon so gut wie ausgeschlossen ist, kann auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Der Gegensatz zwischen dem Modus, wie für den Reichstag, und wie für die Gemeinde gewählt wird, ist zu gross. In absehbarer Zeit wird für letztere ein Wahlmodus auf breiterer Basis gegenüber der gegenwärtigen geschaffen werden müssen.“ Ganz unsere Meinung. Schade nur, dass die Parteigenossen des Herrn Brandts, die Centrumsmänner, darin nicht mit ihm übereinstimmen. Wenigstens haben sie erst vor wenigen Wochen bei der Reform des preussischen Communalwahlgesetzes das Gegenteil bewiesen, in dem sie ihre Hand dazu boten, das plutokratischste aller Wahlsysteme auszugestalten.

Mag auch im einzelnen an den beiden Schriften das eine oder andere auszusetzen sein, im grossen und ganzen verdienen diese Veröffentlichungen das grösste Interesse.

Paul Hirsch.

Revue.

In der *Revue Naturiste* bespricht Maurice Le Blond in fesselnder Weise die interessante Erscheinung der Frauenzeitung *La Fronde* und vertritt dabei gleichzeitig einen Männerstandpunkt der Frauenbewegung gegenüber, der für den Franzosen charakteristisch ist. Der Deutsche betont der, adoptieren wir den terminus *technicus*, emancipierten Frau gegenüber immer ihre Mission als Frau und Mutter, als dienende, zarte, die Oberhoheit des Mannes unbedingt anerkennende Lebensgefährtin des Mannes, der Franzose beklagt das Verschwinden des Charmes durch die ausschliessliche geistige Thätigkeit nach männlichem Vorbild. Für den Franzosen war und ist die Frau in erster Linie die Geliebte, die Freundin und darum auch die *Egeria*; gerade ihre spezifische geistige Eigenart ist das, was ihn an ihr reizt, und es hat wohl keine Frau zu allen Zeiten im Leben des Mannes eine so bedeutende Rolle gespielt, wie die Französin. Und nicht zum Schaden des Mannes, denn Anmut und *Esprit*, die den Franzosen in so reichem Masse eigen sind, teilt er mit der Frau, nicht selten aber auch die erste geistige Thätigkeit. Die Französin bleibt immer ihrem Manne gegenüber Dame, sie versteht es, immer wieder ihn zu reizen und zu fesseln. Sie teilt aber auch mit Selbstverständlichkeit seine Interessen und wird nicht zur *Griseldis* oder zur pantoffelwärmenden, in der Küchenschürze herumwuschelnden Hausehre des Mannes. Ich persönlich halte die Französin für den feinsten Frauentypus, und die Sache mit dem Ehebrechen, die man sich immer gleichzeitig mit der Erwähnung der Französin denkt, ist wohl lange nicht so schlimm. Ich glaube, wenn man statistische Daten über Ehebruch hätte, so liesse derselbe sich nach Ständen, und nicht nach Nationen classificieren.

Herr Le Blond sagt, dass die Welt bei der Ankündigung der *Fronde* erwartet habe, nun ein Organ von Frauen zu erhalten, das intime Enthüllungen über das eigentliche Wesen der Frau, spontane Aeusserungen weiblicher Individualitäten, psychologische Aufklärungen geben werde, und dass man enttäuscht gewesen sei, ein zwar gut redigiertes, aber immerhin den anderen Zeitungen durchaus ähnliches Blatt zu finden, das mit Männerwaffen den Männern Konkurrenz machen will. Er spricht ihm sogar insofern die Existenzberechtigung ab, als es nicht seine eigentliche Mission erfülle. Diese Mission wäre die Herstellung des seelischen Contactes zwischen den Frauen, die Ver-

teidigung ihrer Eigenart, die durch die Intelligenz gestützte Betonung ihrer eigentlichen Pflichten und Rechte. Einzelne Artikel freilich, der Kampf für die ledigen Mütter, der Angriff gegen die abgöttische Verehrung des Militärs, die Stellungnahme im Drèyfus- und Zolaprocess und in der Friedensfrage wären ganz hervorragende Leistungen, aber immerhin nicht so spezifisch weiblich, dass sie einem Mann nicht eventuell auch gelungen wären. Dagegen verurteilt Le Blond mit Recht den erbitterten Kampf gegen den Mann, den wir in Deutschland von vielen Frauenrechtlerinnen her auch kennen. Herr Le Blond fürchtet die Virago, die durch diese Art Frauenbewegung gezüchtet wird, und wünscht von ganzem Herzen, dass nicht die moderne Frau, sondern die Frau überhaupt Redacteur, Mitarbeiterstab und Hauptleser der Fronde werden möge.

Wir sehen die Sache nicht so an; erstens sind bekanntlich die Damen von der Fronde ganz hervorragend lebenswürdige und reizvolle Frauen, und zweitens ist es doch nicht ausgeschlossen, dass die Zeitung nach und nach wirklich auf den Boden gelangt, den Herr Le Blond ihr anweist, und dass sie dann, nachdem sie die vollkommene Schulung, die der männliche Journalismus verlangt, durchgemacht und sich zum concentrirten, geistigen Arbeiten erzogen hat, auch gerade durch Frauen und für Frauen mehr wirken kann, als jetzt vorauszusehen ist. Wir wissen doch zur Genüge, auf welchem Niveau bei uns im allgemeinen Frauenblätter stehen, um für die Frau der Zukunft etwas Besseres zu erhoffen.

In der *Revue Socialiste* ist ein Vortrag wiedergegeben, den Mlle. Harlor vor der ausserordentlichen Generalversammlung der Ligue française pour le droit des femmes über die Frauenfrage gehalten hat. Fräulein Harlor steht im allgemeinen auf dem Boden der deutschen Frauenrechtlerinnen und würde jedenfalls mit dem vorerwähnten Herren Le Blond einen richtigen Strauss ausfechten, wenn sie irgendwo auf ihn stossen würde. Sie behandelt aber eine äusserst wichtige und tiefgreifende Frage, nämlich die der Erziehung der Frau zur Energie.

In Frankreich herrscht gegenwärtig unter der bürgerlichen Jugend die allgemeine Tendenz, sich das Leben möglichst bequem zu gestalten: lieber auf grosse Einkünfte, wenn sie nicht ererbt oder erheiratet werden können, verzichten, aber nur um Himmels willen nicht sich anstrengen. Es macht sich auch schon eine lebhaftere Strömung dahin geltend, dass diese Tendenz, deren Wurzeln in der

Erziehung liegen, bekämpft werden müsse. Aber natürlich bezieht sich das nur auf die männliche Jugend, die Frauen brauchen nicht energischer zu sein, denn bis in die Ehe des Geistes hinauf ist der Begriff des inferioren Weibes so tief mit dem männlichen Wesen verwachsen, dass er sich auch wo der Verstand schon Concessionen gemacht, immerhin noch, und zwar scheinbar unüberwindlich, in den instinctiven Aeusserungen der männlichen Individualität ausbrückt.

Die herrschende Erziehung der Frau ist eine Kette von Unterdrückungen der Eigenart, und man gestattet ihr, da sie auf geistigem Gebiet ohne Waffen lieb, als Existenzmittel List und Schmeichelei und eine Menge von Sklaventugenden, die man beim Mann verachtet . . . und als Lebenszweck die Ehe. Noch in der vorigen Generation war der Mann der Ernährer der Familie, der ausschliessliche Vertreter derselben gegen aussen, der thatsächliche Beschützer der Frau, und es lag eine gewisse Loyalität in der stillen Vereinbarung, dass dafür die Frau sich dem Manne füge. Heute sind die ökonomischen Verhältnisse anders, die Frau verdient mit, und mit den neuen Pflichten verlangt sie auch neue Rechte.

Es ist aber eine erwiesene Sache, dass auch die pecuniär unabhängigen Frauen nicht moralisch unabhängig sind, und hier müsste die Erziehung einsetzen, um der Frau den Mut und die Kraft zu verleihen, ihr Ich zu behaupten. Warum soll denn nicht den weiblichen Schulen der Vorzug neuer pädagogischer Methoden auch zu teil werden? Die vereinzelt Beispiele, dass sich Frauen zu sehr männlich gerierten, sprechen doch nicht dafür, dass die Frau unintelligent genug sei, zu verlangen, dass sie jedem Manne wesensgleich werde. Sie verlangt nur das Recht, ihm in ihrer Art gleichwertig zu werden. Die Resignation, zu der weltliche und kirchliche Erziehung die Frau durch Jahrhunderte gebracht, muss verschwinden, und diese muss den Mut bekommen, vor allem die Welt klar und vernünftig aufzufassen, wie sie wirklich ist. Je mehr sie weiss, desto weniger kann sie betrogen werden, desto besser kann sie ihre speciellen Kräfte in den Dienst des Ganzen stellen. Und gerade der entwickelte Verstand vermag es, der Frau das innere Gleichgewicht zu geben, dessen Fehlen ihr so schwer vorgeworfen wird, von denselben Männern, die ihr die Mittel zum Besserwerden entziehen. Je klarer das eigene Ich erkannt wird, desto williger macht man anderen Individualitäten gegenüber Concessionen, und der Wille, der

sich höherer Erkenntnis beugen gelernt, wird nicht zum Eigensinn ausarten, sondern eine lebendige Kraft bleiben. So führt die Emancipation des Willens zu einem aufgeklärten, von jeder Servilität freien Altruismus, der auch für den Mann einen Gewinn im Seelenleben bedeutet.

Paul Hervieu hat in der *Revue de Paris* einen Essay: Pessimisme et comédie geschrieben, dessen Hauptreiz freilich in der Form liegt und daher in einem Auszug der Hauptgedanken nicht wiedergegeben werden kann.

Wenn Hervieu da von Pessimismus und Komödie spricht, so müssen wir uns zuerst klar machen, dass comédie in den romanischen Sprachen nicht etwa nur Lustspiel bedeutet, sondern jede Art Schauspiel, das sich sozusagen mit profanen Dingen abgiebt und nicht mit alten mythischen oder historischen Helden, mit exceptionellen Tugenden und Lastern zu thun hat. Auch gehört der Vers mit zur Tragödie. Die Shakespeareschen Königsdramen z. B. gehören nicht unter den romanischen Begriff der Tragödie, weil sie zu sehr mit realistischen Elementen und mit Figuren aus dem Alltagsleben verwickelt sind. Die Comédie française war eine Stätte, auf der Ponsart, Augier, Dumas, Sardou etc. zu Wort kamen, wo die Cameliendame, Frou-Frou, Michel Pauper und alle die ernstesten Dramen mit tragischem Ausgang ihre Stätte fanden, und neben ihnen noch die feinen Lustspiele, Posse und Schwank, Vaudeville und Farce, das heut an den verschiedensten anderen Bühnen die Welt erheitert.

Hervieu sucht die Ursachen auf, die das Urteil unserer Tage bestimmen: der Pessimismus sei der Alleinherrscher des Dramas geworden. Er scheidet von vorneherein die Institute aus, die einzig den Zweck haben, auf mehr oder weniger geistreiche Art die Zuschauer nicht aus dem Lachen herauskommen zu lassen, und hält sich an die Komödie — Komödie im romanischen Sinn des Wortes.

Schon von alters her hatte man versucht, den tragischen Geist mit dem Sprudeln der Komik zu verbinden, und es entstand die Tragikomödie, die als harmonisches und künstlerisches Ganze eigentlich nur durch Shakespeare und die Engländer vertreten ist. Ein typisches Beispiel davon, was für seltsame Blüten die künstliche Kreuzung von Tragik und Komik ergeben kann, ist das 1849 zum ersten Mal in Paris aufgeführte Stück: *La conspiration de Malet* ou *Une nuit de l'empire*, wo in den grossen Augenblicken, in denen es sich um grosse Verschwörungen, um die Zukunft des ganzen Volkes handelt, alle auf der Bühne Anwesenden ihren Gefühlen in Couplets Luft machen.

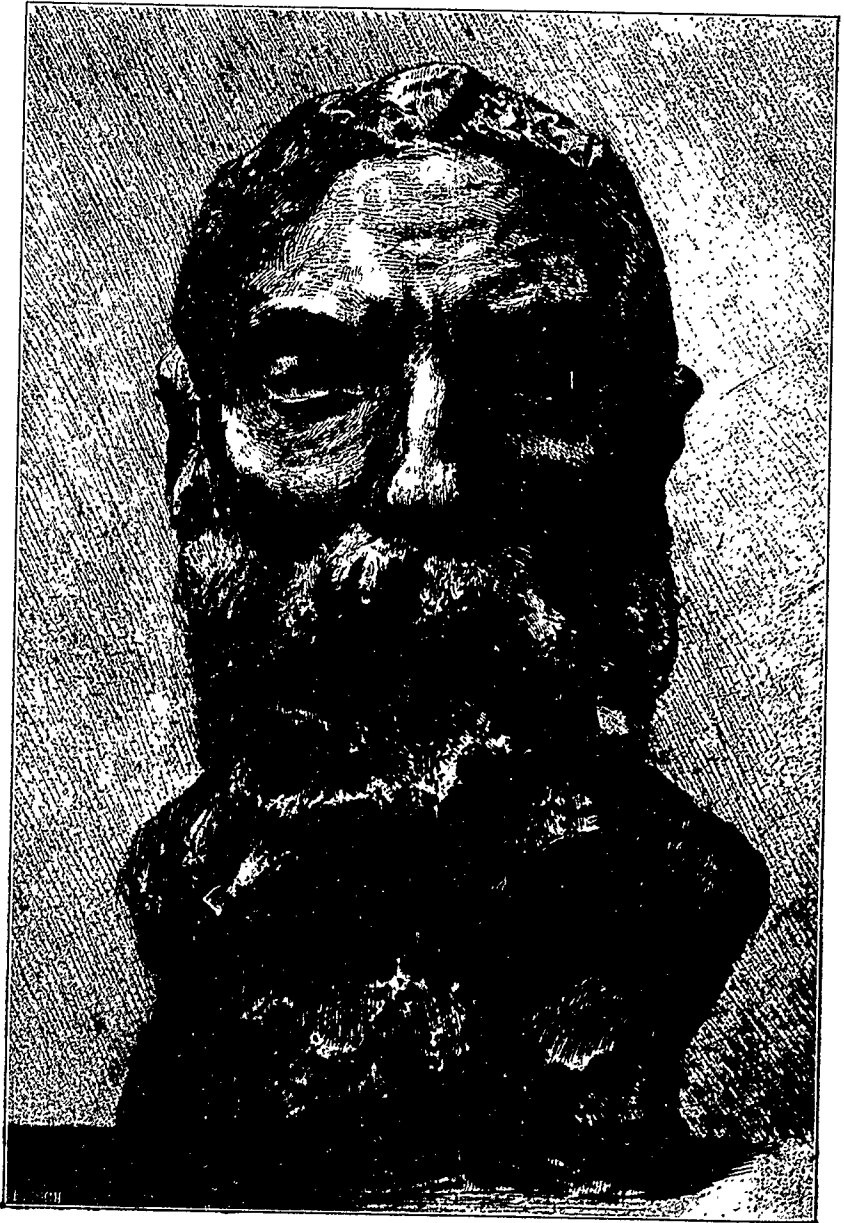
Während sich im allgemeinen eine immer reinlichere Scheidung der beiden Kunstformen vollzieht, behält doch die Komödie vom Drama oder vielmehr der Tragödie her ein gewisses düsteres Moment, das sich aber vom Weltausgang auf den Boden des bürgerlichen Lebens verpflanzt hat. Dieses tragische Moment blieb bis auf die jüngste Zeit der Tod des oder der Schuldigen, und niemand beklagte sich über den Pessimismus in der Kunst, wenn die Ehebrecherin und ihr Geliebter untergingen oder getötet wurden, wenn die Courtisane an der Schwindsucht starb, oder wenn sich einer in der Erkenntnis, dass sein Leben verpfuscht sei, in irgend ein Wasser stürzte oder sich eine Kugel durch den Kopf jagte. Erlöst und befriedigt verliess das Publicum das Theater, denn es hatte eine abgemachte Sache hinter sich, ein *fait accompli*, an dem sich mit dem besten Willen nichts ändern liess. Und zudem war jedem sein Recht geschehen, das Recht, das man im Leben selber vollziehen würde, wenn eben nicht gerade das Leben und seine Verhältnisse in ihrer tausendfachen Verästelung uns immer wieder an dem consequenten Ausleben verhinderten.

Heute zeigt uns die Bühne Menschen und Conflict, wie sie das Leben täglich bringt, Menschen die nicht an der Schande und am gebrochenen Herzen sterben, die nicht mit der Waffe in der Hand ihre Ehre rächen, Verhältnisse, die wohl zu den allertragischsten Conflicten führen, die aber gleichzeitig einen abschliessenden, oft auch erlösenden *Eclat* beinahe unmöglich machen. Nicht die intacte Tugend kämpft gegen das Laster, sondern Durchschnittsmischung gegen Durchschnittsmischung, und das Resultat ist der Compromiss. Der Zuschauer verlässt das Theater, in dem er vielleicht Zerstreuung gesucht, und trägt mit der eigenen Sorge noch die für die Menschen, die er auf der Bühne, mitten in der Seelenwirrnis verlassen, mit nach Hause.

Aber so sehr auch diese Empfindung anscheinend zu dem Vorwurf des Pessimismus im Drama berechtigt, so zeigt eine nähere Prüfung doch, dass die heutige Kunst die optimistische ist. Früher herrschte der Frieden des Kirchhofs, der natürlich eine gewisse Ruhe für den Ueberlebenden mit sich brachte, heute herrscht die Ruhelosigkeit des Lebens auf der Bühne, ein ewiges Kämpfen, Leiden, Hoffen, Verzweifeln, Hassen und Lieben. Da giebt es immer wieder ein Morgen, das besser sein kann, als das Heute, und die Hoffnung auf das Morgen, das ewige Leben, das ewige Ringen, das ist der Optimismus.

Ida Häny-Lux.





AUGUSTE RODIN.

Nach einer von ihm selbst modellierten Büste.